Neue moralische Erzählungen

von

August Lafontaine.

Erstes Bändchen,

Enthält:

1) Die Rache.

2) Die Intrigue.

Berlin 1799.

Die gütige Melissa sah den wüthenden Blick ihres Mannes nicht; sie faßte des Jünglings Hand, und fragte ihn mit zärtlicher Stimme: „weißt du noch, Erasinus, wie sehr wir uns als Kinder liebten?" Sie erinnerte ihren Freund an die schönen Tage ihrer Jugend, an ihre Spiele, an ihr Vertrauen, an ihre Trennung. Dann führte sie ihn zu ihrem Gemahle, und sagte: „Periander, liebe ihn, liebe ihn sehr!" Periander schwieg; Eifersucht und Rache bestürmten seine Seele.

„Liebst du etwas außer mir, Melissa?" fragte er finster und kalt, als er mit seiner Gattin allein war. — Meine Kinder; und dann . . . meinen theuren Vater . . . und dann . . . den edlen Erasinus, meinen Verwandten. — „Ich werde sehen, wen du mehr liebst!" sagte Periander, und machte sich aus ihren Armen los.

Am folgenden Tage beim Gastmahle wurde Erasinus bleich, und sank hinten über. Gift! seufzte er, und starb. Periander richtete einen

KREISBIBLIOTHEK
REGENSBURG
1493 / 1.2

forschenden Blick auf Melissen. Sie eilte zu dem ermordeten Jüngling, sank auf den Leichnam nieder, benetzte ihn mit heißen Thränen, und rief vor Schmerz außer sich, seinen Namen. Periander hob sie auf, führte sie in ein andres Zimmer zu ihren Kindern, umarmte sie, und hieß auch seine Kinder sie umarmen. Sie war untröstlich. Der Stolze, Fühllose verlangte das Unmögliche; er wollte Herr ihres Schmerzes seyn. „Ich," sagte er ruhig, und faßte ihre Hand: „ich gab ihm das Gift; wirst du noch um ihn weinen, Melissa?" — Du? rief sie erstaunend, und riß sich von ihm los; du? Elender Mörder! was that er dir?

Zornig betrachtete er Melissen mit einem wilden Blicke, und verließ sie plötzlich. Wüthend kämpften nun in seiner Seele Eifersucht und Vertrauen, Haß und Liebe. Sein Stolz sprach Melissen das Todesurtheil; und sein Herz erbebte bei dem Gedanken. „Sag," rief der thörigte, eitle Tyrann: „sag Melissa! du habest ihn

gehaßt; und ich will dir deine Thränen verzeihen.“ O, ich liebte ihn! rief Melissa, und hob die Hände traurig zum Himmel auf: er war mein Freund! ich liebte ihn!

Der Stolz hob sich blutgierig in Perianders Seele hervor; die Liebe zu Melissen hielt seine Hand zurück. Er blieb allein, aus Mißtrauen gegen sein eigenes grausames Herz. Die Flamme der Eifersucht verzehrte ihn; die Liebe wurde seine Marter.

Es war ein Monat verlaufen, da sah er eines Morgens (die Unruhe hatte ihn frühe vom Lager getrieben) seine Gattin im Trauergewande an dem Grabmahle des Erasinus knien und den kalten Marmor an ihre Brust drücken. Dieser Anblick setzte seinen Zorn, seinen Haß in Flammen. Er stürzte hinunter, nahm seine drei Kinder, und führte sie in den Garten zu ihrer Mutter. Mit bebender, aber wilder Stimme sagte er: „nimm Abschied von deinen Kindern, Melissa! Sie

sollen nach Epidaurus zu deinem Vater." Melissa blickte ihn an, und las ihren Tod in seinen Augen. Ich weiß . . . . — sagte sie und umarmte ihre Kinder, die nun von ihrer Wärterin weggeführt wurden.

Periander war mit Melissen allein. „Was weißt du?" fragte er wüthend. — Daß ich sterben soll wie er, antwortete Melissa. — „Du Ungetreue!" rief er, und hob den Dolch; „dein Gewissen sagt dir also, was du verdienst!" — Nicht mein Gewissen; dein Blick. — „So fluche hier dem Schatten des Elenden!" — Zitternd! sagte Melissa: Was verlangst du, Periander. Ich soll dem fluchen, der mich liebte? — Sie sank an das Grabmahl, und umfaßte ängstlich die Säule. — „Noch jetzt, "rief der Grausame, „vor meinen Augen umfassest du den Stein?" Seine Hand fuhr herab und stieß den Dolch in Melissens Brust. Periander! rief sie; ach! ich liebte dich, und du bist mein Mörder! Sie hob

die Arme, ihn zu umfassen, sank zurück, und starb.

Er schrie vor Entsetzen auf; die Furien erschreckten ihn. Der Dolch fiel aus seiner Hand, und er floh. Liebe und Schmerz trieben ihn zu dem Leichnam zurück. Er wollte sich tödten; seine Freunde, die herbeigeeilt waren, entrissen ihm den Dolch.

Periander, der glückliche Beherrscher Koriniths, war unglücklich; Melissens Schatten verfolgte ihn. Er fand nirgends Ruhe als in den unschuldigen Spielen seiner Tochter, die, wie ihre Mutter, Melissa hieß. Die Amme des Kindes hatte es nicht nach Epidaurus bringen wollen, weil es zu schwach für diese Reise war; die beiden Söhne aber lebten bei ihrem Großvater Prokles, dem Herrscher zu Epidaurus.

Periander brachte seine Tage in Korinth trostlos hin. Der weise Medon fragte ihn oft: wirst du endlich einsehen, daß der Mensch ohne

Liebe sich allen Schlägen des Schicksals Preis giebt? Nicht die Götter nahmen dir Melissen; dein Stolz, dein Uebermuth that es, und deine unersättliche Herrschsucht.

Perianders stolzes Herz wurde durch diese Vorstellung ergriffen, aber nicht überwunden. Die Zeit heilte seinen Schmerz, kostbare Opfer versöhnten Melissens Schatten. Er hatte sein Verbrechen vergessen, und war in dem Gefühle seiner Herrschaft in der Liebe seiner Tochter, wieder glücklich geworden. Aber die waltenden Götter vergaßen ihn nicht. Er sollte ein Mensch werden, und wurde es unter den Schlägen des Unglücks.

Nach manchen Jahren forderte er seine Söhne von Prokles, Melissens Vater, zurück, um sie zu Regenten zu erziehen. Prokles wußte, daß Periander seine Gemahlin ermordet hatte; aber er schwieg, aus Furcht vor Perianders Grausamkeit und Macht. Melissens Söhne

waren dem Greise bisher Ersatz für die Tochter gewesen. Als er die beiden Jünglinge am Morgen ihrer Abreise weinend in seinen Armen hielt, entriß ihm der Schmerz und die Furcht vor Perianders Grausamkeit das schreckliche Geheimnis. „Ach,“ sagte er: „meine Kinder! Eure Mutter Melissa . . .“ — Er sah sie starr an, und fuhr nicht fort.

Meine Mutter Melissa? rief der jüngere Sohn, Lykophron. Dein Ton, mein Vater... Sprich! was ist?

„Sie wurde ermordet!“ rief der Greis.

Ermordet? Vater! ermordet? Ewige Götter! Wer, o, ich beschwöre dich! wer that es?

Der Greis zitterte. Er wollte schweigen; doch eine unwiderstehliche Gewalt entriß ihm die Worte: „Dein Vater.“

Der Jüngling verhüllte sein Gesicht, und stand lange so, an die Brust seines Großvaters gelehnt. Endlich nahm der Greis mit zitternden Händen das Gewand von dem bleichen und starren Gesichte

seines Enkels, und wollte ihn trösten. Lykophron schwieg lange in gräßlicher Kälte; dann sagte er: ich kann ihn nicht sehen; ich bleibe hier! Sein Großvater drang in ihn, daß er gehorchen sollte. Lykophron willigte schweigend ein, und reiste, in tiefen Schmerz versunken, ab.

Melissa hatte ihn unter ihren Kindern am meisten geliebt. Er dachte auf der Reise nur an sie, an ihre Tugenden, ihren Tod, ihren Mörder — seinen Vater; und ein erstarrender Schmerz umzog seine edle Seele. Die Natur hatte ihm Stärke und Stolz gegeben, Prokles Beispiel ihn groß und edel gemacht. Er war seines Vaters Bild, doch nur in den schönen Zügen. Sein Bruder, ein schwacher, leichtsinniger Jüngling, hatte weder Geist noch Herz.

Sie kamen in Korinth an. Schon oft hatten Reisende Periandern von Lykophrons Edelmuth und Seelengröße erzählt. Er eilte mit Vaterfreude seinen beiden Söhnen entgegen. Schon

von Weitem erkannte er den jüngern an der Heldenfigur, dem edlen Gange, dem stolzen Gesichte. Der ältere warf sich in seine Arme; aber Lykophron stand schweigend, mit niedergesenkten Augen, vor ihm da. „Mein edler Lykophron!“ sagte der Vater, und wollte ihn umfassen. Der Sohn fuhr, wie von Schrecken ergriffen, zurück, und sprach kein Wort. „Grüßest du deinen Vater nicht?“ Der Jüngling schwieg. Periander führte ihn in seine Burg. Den Blick zum Boden gewendet, gieng Lykophron an seiner Seite. Seine Schwester die ihm entgegen kam, umarmte er mit den Worten: o, wir Unglücklichen! Jetzt riß der Vater ihn ungestüm an seine Brust; aber der Jüngling stand kalt und schweigend in seinen Armen, ohne das Auge zu erheben.

Bestürzt verließ Periander seinen Sohn, mit einer Ahndung von Unglück in der Seele. Lykophron ging an das Grabmahl seiner Mutter, warf sich dabei nieder, und blieb eine Stunde laut wei-

nend liegen. Tief erschüttert, ging der Vater zu ihm an Melissens Grab, und wollte ihn umarmen. Aber mit einem Schrei des Abscheus fuhr Lykophron zurück, zeigte schweigend auf das Grab, und ging.

Drei Tage lebte der Sohn in seines Vaters Hause, ohne ein Wort zu sprechen. Periander that alles, um ihn zu versöhnen; Lykophron sah ihn nie an, antwortete ihm nie. Endlich erhob sich der Stolz des Vaters und des Königs. Er führte den Sohn an die Schwelle des Hauses, und fragte: „willst du gehorchen?" Der Jüngling antwortete nicht. „Nun denn," rief Periander zornig, „so verlaß mein Haus! Ich bin nicht dein Vater." Schweigend trat der Sohn über die Schwelle, und ging die Straße hinunter.

„Soll ich mich vor dem Knaben beugen?" rief Periander erhitzt von Zorn. Wohl! ich will ihm fremd seyn." Nun erfuhr er von seinem ältern Sohne Lykophrons letzte Unterredung mit

Prokles. Sein Herz wurde heftig erschüttert; aber sein Stolz siegte über sein Gewissen. Er ließ seinen Freunden, die seinen Sohn bei sich aufgenommen hatten, befehlen, ihn aus ihrem Hause fort zu treiben. Lykophron irrte in Korinth umher, und wurde überall abgewiesen. Man rieth ihm, sich mit seinem Vater auszusöhnen; darauf antwortete er nichts. Endlich nahm ihn dennoch ein Freund seines Großvaters bei sich auf, und bei dem lebte er in trauriger Stille.

Die Rache der Götter! sagte Medon. — „Der Trotz eines Rasenden!" sagte Periander; und Herolde machten auf seinen Befehl in ganz Korinth bekannt: wer Perianders Sohn, Lykophron, bei sich aufnehme, oder nur ein Wort mit ihm rede, dessen Vermögen sollte dem Apollo verfallen seyn. Lykophron hörte den Ausruf des Herolds. Schweigend und kummervoll verließ er das Haus seines Freundes, und gieng auf den Markt unter die Halle. Hier blieb er, ohne zu sprechen, ohne

seine Kleidung zu wechseln, beinahe ohne Dach, und ohne Speise, drei Tage lang.

Mit jeder Stunde hoffte Periander, der Trotz seines Sohnes sollte gebrochen seyn. Aber des Vaters Stolz mußte sich beugen. Am vierten Tage gieng Periander selbst zu der Halle, in der sein Sohn sich aufhielt. Lykophron lag am Boden, entstellt von Gram und von Hunger. Sein bleiches Gesicht hieng auf seine Brust herab, seine erloschenen Augen waren auf den Boden gesenkt. Als Periander ihn erblickte, brach sein stolzes Herz. Seufzend trat er schnell in die Halle, stellte sich an Lykophrons Seite, und betrachtete ihn mitleidig.

„O mein Sohn,“ hob er mit bittendem Tone an: „ja, die Götter sind gerecht; aber du, du bist ungerecht gegen mich und gegen dich selbst. Ja, ich habe die That gethan, worüber du zürnst; aber soll der Sohn ihr Rächer seyn? Ich bitte dich, komm in mein Haus. Du hast gefühlt, was der Zorn

eines Vaters ist; komm nun, und lerne, wie glücklich du mit mir leben kannst. Antworte, mein Sohn." — Er schwieg. — „Antworte!" rief der Vater lauter — Er schwieg. — „Bösewicht, antworte!" rief Periander erzürnt.

Mit matter Stimme antwortete der Sohn: Dein Vermögen ist dem Apollo verfallen; du hast mit dem unglücklichen Sohne Melissens gesprochen — Der Vater hielt das für Spott, was nichts als ein sanfter Vorwurf des gerührten Sohnes war. „Aus meinen Augen, Bösewicht!" rief er wüthend, und ging. Lykophron legte, in der Erwartung seines Todes, das matte Haupt tiefer auf den Stein, und blieb so bis zum Abend liegen. Kein Korinther wagte es, sich des Unglücklichen anzunehmen. Nur ein Jüngling aus Korcyra, Agathon, gieng um Mitternacht mit Lebensmitteln in die Halle. Er hob den Unglücklichen sanft in die Höhe, reichte ihm Brod und Wein, und benetzte ihn mit Thränen des innigsten Mitlei-

dens. Lykophron hob gestärkt sich auf, legte sich an die Brust des Fremden, und schloß mit ihm den Bund einer ewigen Freundschaft.

Auf einmal hörten sie durch die Stille der Nacht den Fußtritt eines Mädchens. Es war Melissa, Lykophrons Schwester. Agathon gieng ihr entgegen. Sie hielt ihn für ihren Bruder, und warf sich weinend in seine Arme. O, mein Bruder! sagte sie mit Schmerz. — Ich bin dein Bruder nicht, antwortete Agathon, und führte sie zu dem Unglücklichen. „Ein Fremder, meine Schwester, hier, Agathon, hat mein Leben gerettet, und mein Vater ...“ — ist unversöhnlich erzürnt; fiel Melissa ein. Du sollst sterben.

Ich rette ihn, sagte Agathon, und reichte ihr die versichernde Rechte. Melissa drückte die Hand an ihr Herz. Ich rette dich Lykophron, sagte der Fremde noch einmal; oder ich sterbe mit dir! Nun warf Melissa, von dieser Grosmuth überwältigt, sich in die Arme des Fremden. Beide

redeten Lykophrons Rettung ab, und Agathon begleitete dann Melissen nach Hause. Wohin fragte er, werde ich dir Nachricht bringen von der Rettung deines Bruders? — „Jeden Morgen," antwortete Melissa, „bin ich im Garten. Vor dem Eingange des Gebüsches steht ein Faun. Dahin komm."

In der folgenden Nacht brachte Agathon seinem Freunde Lebensmittel. Ein Schiff war bestellt ihn nach Korcyra zu führen, und wartete nur auf Ostwind um abzusegeln. Der Wind setzte sich um, und Agathon ging, Melissen Nachricht zu bringen. Bald fand er das Gebüsch, das sie ihm bezeichnet hatte. Als er hineinging, trat ihm ein Mädchen verschleiert entgegen. Melissa? fragte er. Sie schlug den Schleier zurück, und Agathon stand vor ihr, erstarrt von freudigem Schrecken.

Im Tempel Neptuns, am Feste des Gottes, hatte der Jüngling Melissen unter andern

Jungfrauen tanzen sehen, und sie mit unverwendeten Augen betrachtet. Sein Herz fühlte die sanfte Gewalt der Liebe. Verloren in Entzücken, in die süßeste Sehnsucht, vergaß er nach ihrem Namen zu fragen; und auf einmal waren die Mädchen verschwunden. Er sah sie nicht mehr, weder bei Festen, noch in den Tempeln. Nun lebte er kummervoll in Korinth, und sein Unglück zog ihn zu dem unglücklichen Lykophron.

Du? du? rief er jezt, als er sie wiedersah: o ihr guten, ihr segnenden Götter! Du? – Zitternd vor Freude sank er ihr zu Füßen. Melissa erstaunte über Agathons Heftigkeit, und betrachtete ihn mit Unruhe. „Warst du nicht," fragte sie nachsinnend, „am Feste Neptuns unter den Zuschauern?" – Ja, Melissa; und seit diesem Tage . . . o was that ich nicht, dich wiederzusehen! o, wie kummervoll habe ich seit diesem Tage gelebt! – „Und mein Bruder?" fragte Melissa hoch erröthend. – Heute oder morgen Nacht geht er

mit mir nach Korcyra. Dort soll er mein Bruder sein. Noch heiligere Bande knüpfen mich jezt an ihn . . . die reinste Liebe . . . zu seiner Schwester. — „Korcyra ist in der Gewalt meines Vaters,“ sagte Melissa besorgt. — Fürchte nichts, Melissa. In der schönsten Einsamkeit soll er leben, unerkannt, in den Armen der zärtlichsten Freundschaft, und, wenn die guten Götter dein Herz rühren, in den Armen der treusten Liebe, in deinen und meinen Armen. Er ergriff Melissens Hand, und benezte sie mit heißen Thränen.

„Rette meinen Bruder,“ sagte Melissa in zärtlicher Unruhe; „dann . . .“ — Sie brach erröthend ab. Dann? dann? fragte Agathon dringend. — „Dann soll er in den Armen der treuesten Liebe leben.“ Sie sank zärtlich in Agathons Arme, lag eine Secunde darin, und eilte dann durch das Gebüsch zu ihres Vaters Pallaste.

Agathon stand noch lange, verloren in das Entzücken der glücklichen Liebe, da, ehe er endlich

den Garten verließ. Es stieg ein frischer Ostwind auf, und noch diese Nacht wurde zur Abreise bestimmt. So eben wollten die beiden Freunde die Halle verlassen, da kam Melissa noch einmal. Sie umarmte ihren Bruder, legte Agathons Hand in die seinige, und sagte: „versprecht einander ewige Treue im Leben und im Tode!" Beide gehorchten. Aber nun faßte Agathon des Mädchens Hand. Und du, Melissa? sagte er leise und zitternd. Die Nacht gab ihr mehr Dreistigkeit. Sie drückte ihn an ihr Herz, und sagte leise: „ewige Treue im Leben und im Tode!" Agathon wiederholte die Worte, und so schieden sie auseinander.

Lykophron verließ unerkannt die Mauern von Korinth und den Hafen. Nach drei Tagen war er, unter dem Namen eines Flüchtlings aus Jonien, in Korcyra, auf Agathons Landhause im Gebirge.

Periander stellte sich bei der Nachricht von der Flucht seines Sohnes zorniger als er war, und dankte heimlich den Göttern für dessen Rettung. Die Aussicht, Beherrscher von Korinth zu werden, dachte er, wird Lykophrons Eigensinn wohl beugen. Aber es verging ein Jahr, und er hörte noch immer nichts von dem Jünglinge. Er forschte überall vergebens nach ihm, und hielt ihn nun für todt. Da entsank dem stolzen Periander der Muth. Sein ältester Sohn war zu schwach, als daß er ihm den wankenden Thron Korinths anvertrauen konnte, dessen feste Stütze Lykophron, der edle, kühne Jüngling, geworden wäre. Er selbst las in den Blicken der Bürger die Freude über sein Alter, und erkannte die rächenden Götter. Jetzt gedachte er mit Furcht der alten Delphischen Göttersprüche, die seinen Söhnen Unglück verkündigten. Seine Herrschsucht, sein Stolz schien sie in Erfüllung zu bringen. Er hatte sich über die Furcht Korinths gefreut; jetzt

zitterte er davor, und wünschte sich die Liebe seiner Unterthanen, die er verachtet hatte.

Siehst du, sagte sein alter Freund, daß Liebe mehr werth ist als Furcht? — Aber troz seinen inneren Zweifeln warf Periander einen stolzen Blick auf den weisen Medon. „Korinth," sagte er, mag zittern, „wenn es wagt mein Szepter anzutasten." — Zittern, und immer zittern! erwiederte Medon. Dein Weib zitterte vor dir; und du hast in ihr dein Glück gemordet. Deine Kinder zittern vor dir; und du hast den edelsten deines Stammes verloren. Wann sollen sie dich lieben? Alles zittert vor dir; nur dein Verhängniß, und die Götter nicht. — Periander wurde ernst, und sann nach, aber nur, wie er die wankende Herrschaft befestigen wollte.

Noch lebte von dem Stamme der alten Beherrscher Korinths, der Bacchiaden, Amphion ein wilder, finstrer Mann, voll Ansprüche auf den alten Glanz seines Geschlechtes, aber ohne edlen Muth. Auf

ihn warf Periander sein Auge; ihm wollte er Melissen zum Weibe geben und den Thron von Korinth als Erbschaft hinterlassen. Er ließ Amphion rufen und kündigte ihm sein Glück an. Dann gieng er zu Melissen, die ihre Tage noch immer in süßen Träumen von dem Geliebten zubrachte. „Du wirst Amphions Weib!“ sagte er ihr befehlend. Melissa erblaßte, stürzte ihm zu Füßen, und beschwor ihn, sie nicht unglücklich zu machen. — „Unglücklich?“ fragte er kalt. „Ich sichre dir den Thron von Korinth.

O mein Vater, sagte sie schluchzend; bin ich dir denn nichts mehr als eine Stufe deines Throns? — Er befahl noch einmal, und Melissa entdeckte ihm nun, daß sie schon mit einem Jünglinge durch die treuste Liebe verbunden sey. „Thörin,“ sagte er kalt; „ich zerreisse dieses Band.“ — Und mit ihm mein Leben, Vater! antwortete sie erschreckend. — „Es sey! aber gehorchen sollst du!“ — Vater! denke an deinen Sohn Lykophron! Du

hast nur noch zwei Kinder zu verlieren! — „Lieber Kinderlos, als der Kinder Spott!"

Lykophron lebt! sagte Melissa; ich weiß, wo er ist. Vater, ihm gehört die Herrschaft über Korinth. — „Er lebt? fragte Periander erstaunt. „Wo lebt er?" — Keine Drohung war im Stande, Melissen ihr Geheimniß zu entreissen; er mußte ihr zuerst feierlich versprechen, sie ihrem Geliebten zum Weibe zu geben. Nun nannte sie ihrem Vater Lykophrons Aufenthalt, und den Namen, unter dem er in Korcyra lebte. Periander schickte sogleich einen Herold ab, und ließ seinem Sohne ankündigen: wenn er nach Korinth komme, solle ihm der Thron gehören. Lykophron, in dessen Seele die Grausamkeit seines Vaters, ihn zum Hungertode zu verdammen, unauslöschlich eingegraben war, antwortete dem Herolde nur die Worte: ich bin sein Sohn nicht.

Der Bothe brachte diese Antwort zurück. Periander sandte nun Melissen nach Korcyra, daß

sie ihren Bruder zur Rückkehr bereden sollte. Sie reiste voll der schönsten Hofnungen ab, und floh mit fröhlicher Eil in das Gebirge, um ihrem Bruder das Diadem, und seinem Freunde ihr treues Herz zu bringen. Mit Entzücken nahmen beide Jünglinge die Schwester und die Geliebte auf; aber Lykophron blieb unbeweglich. „Ich bin Perianders Sohn nicht," sagte er finster. „Er hatte mich zum Hungertode bestimmt. Bei den ewigen Göttern! ich werde ihn nicht sehen."

Lykophron, sagte das sanfte Mädchen mit zärtlichem Ernst: die Götter mögen dein Herz wenden! Sie haben deines Vaters Stolz gebrochen; werden sie dem Sohne den Stolz gegen den Vater verzeihen? Du bist ein edler Jüngling; Korcyra spricht laut von deinen Tugenden: willst du nun allein gegen deinen Vater hart und ungrosmüthig seyn? Deines Vaters Stolz kennt keine Gränze; darum zürnst du ihm: und doch ist dein Zorn so unbegränzt, wie sein Stolz. Bruder, lerne ver-

zeihen, weil du ein Mensch bist! Die Götter sind dem Unerbittlichen unerbittlich. Du kämpfest den erschrecklichen Kampf gegen deinen Vater. Verharrest du bei deinem Entschlusse, so wird er bestraft; aber die Götter werden ihn rächen, und dich mit ihm verderben. Ich beschwöre dich, verzeihe, und suche nicht ein Unglück durch ein noch größeres zu heilen. O, ihr Götter! daß Ein Geist, der Geist der Rache, Vater und Sohn beseelt! Gebt ihnen Herzen, und laßt sie fühlen, daß sie einander lieben sollten!

Vergebens redete Melissa. Lykophron blieb unerschüttert. „Nie, Melissa," sagte er, „nie werde ich nach Korinth kommen, so lange mein Vater lebt." — Harter Mensch! sagte Melissa nun: so vergilt denn mir und deinem Freunde, daß wir dein Leben erhielten. Wenn du nicht Sohn seyn willst, so sey Bruder und Freund. Bist du unerbittlich, so sey wenigstens nicht undankbar. Das Glück deiner Schwester, deines Freundes hängt

davon ab, daß du dich mit unserm Vater versöhnst. — Lykophron riß sich aus ihren Armen. „Bei den ewigen Göttern!" rief er: „ich kann für Euch sterben; aber deinen Vater will ich nicht sehen." Er blieb unerbittlich, und Melissa reiste trauernd, und mit Ahndungen von dem Sturz ihres Hauses, nach Korinth zurück.

Sie brachte dem Vater die Nachricht, schrieb aber den Entschluß ihres Bruders mildern Ursachen zu, und gab vor: Lykophron scheue den Zorn des Vaters mehr, als er dessen Anblick hasse. So ließ sie ihren Vater noch immer den Augenblick der Versöhnung als nahe hoffen. Sie stand, wie ein guter Geist, besänftigend zwischen den wilden Empfindungen der Rache und des Stolzes in den Herzen des Vaters und des Bruders.

Das schwere Szepter von Korinth erforderte jetzt die stärkere Hand der Jugend; und doch war Perianders älterer Sohn zu schwach, es zu führen. Periander sah ein, wie nothwendig es wäre,

den Korinthern mit dem neuen Anblickeeines jungen Königs Hoffnung zu einer sanfteren Regierung wiederzugeben. Die Alten in Korinth haßten ihn, und dieherangewachsenen Jünglinge fürchteten ihn nicht länger. Schon drohete das geheime Feuer des Aufruhrs hervorzubrechen; da war er klug genug, den Korinthern den verhaßten Anblick ihres grausamen Herrn entziehen zu wollen.

Nun sandte er öffentlich einen Herold nach Korcyra an seinen Sohn, und ließ ihm sagen: er möchte nach Korinth kommen, die Regierung zu übernehmen; er selbst wolle nach Korcyra gehen und sich mit der Regierung dieser Insel begnügen. Diesen Vorschlag nahm der ehrsüchtige Jüngling endlich an. Es wurde in Korcyra bekannt, und alle Einwohnor zitterten vor der Regierung des harten Periander. Haufenweise versammelten sie sich vor dem Landhause, wo Lykophron wohnte, und beschworen ihn, sich aus Dankbarkeit gegen Korcyra, das ihn vor dem Zorne seines harten

Vaters geschützt habe, mit diesem zu versöhnen. Sieh! sagte Agathon, und faßte seine Hände — sieh, wir gaben dir Schutz vor Periander; und du willst uns seiner Grausamkeit Preis geben, um nicht ein Gelübde zu brechen, das nie ein Sohn thun sollte: unversöhnlich gegen seinen Vater zu seyn!

„Ich habe es bei den Göttern geschworen!" sagte der ehrsüchtige Jüngling finster.

So halte dein Gelübde, und fühle die Folgen deiner Thorheit! . . . Entsage der Herrschaft über Korinth! Sollen deine Freunde Gelübde bezahlen, die du im verkehrten Zorne thust? Wie oft, Jüngling, hast du deinen Vater getadelt; und was thust du jetzt anders, als er? Er gelobt den Göttern eine goldne Bildsäule; und um sein Gelübde nicht brechen zu müssen, raubt er den Korintherinnen ihren Schmuck. Was thust du jetzt anderst? Entsage dem Throne, und lebe hier in den Armen der Freundschaft, unter dankbaren Menschen.

„Periander hat mein Wort schon. Ich kann nicht anders.“

Jetzt öffnete Agathon die Thür, und ließ die edelsten Männer von Korcyra herein, daß sie mit ihm bitten sollten. Aber nichts konnte den ehrgeizigen Lykophron bewegen. „Was ihr,“ sagte er, „Eurem Vaterlande schuldig seid, das bin ich Korinth schuldig. Es gab mir das Leben.

Vaterland denn um Vaterland! rief ein junger edler Korciräer. Was meinst du wohl deinem Korinth schuldig zu seyn? — „Alles!“ antwortete Lykophron. — Alles? Wohl! das bin ich denn auch meinem Vaterlande schuldig! Lykophron, ich beschwöre dich bei der Rettung, die Korcyra dir gab: ändre deinen Entschluß! — „Ich gehe nach Korinth,“ antwortete Lykophron kalt. — Bei den Göttern! das thust du nicht! rief der Jüngling. — Ein Dolch blitzte in seiner Hand, und durchbohrte Lykophrons Brust.

Er sank in Agathons Arme, und sein Freund trug ihn wehklagend auf ein Ruhebett. Das Getümmel verlief sich; sie waren Beide allein. Der Arzt kündigte den nahen Tod an. Da nahm Lykophron eine Tafel, und schrieb an seinen Vater: „Ich sterbe. Verzeihe, Vater, deinem Sohne. Ich war unerbittlich; die Götter straften den Sohn, wie sie dich bestraft haben. O mein Vater, weil du ein Mensch bist, darum verzeihe den Korcyräern meinen Tod, und mache meine Schwester glücklich. Stos ihre Liebe nicht von dir. Leb wohl."

Er gab die Tafel seinem Freunde. „Meine Schwester hatte Recht, sagte er lächelnd. „Die Götter haben dem Vater Rache an dem Sohne gegeben." Er reichte Agathon die Hand, rief: „grüße meine Schwester," und starb.

Eilig kehrte der Herold mit der unglücklichen Bothschaft nach Korinth zurück, und übergab die Tafel mit Lykophrons lezten Worten, die Agathon ihm zugestellt hatte. Als Periander

die Worte las, entflammten sie seinen Zorn, anstatt ihn zu besänftigen. Wüthend, Rache dürstend, sandte er Befehl in den Hafen, die Flotte in Stand zu setzen, daß sie nach Korcyra segeln könnte. Er wollte Korcyra verderben, doch sich vorher Korinth sichern. Man mußte den Bachiaden Amphion rufen. Periander ging mit ihm in das Zimmer seiner Tochter, die ihren Bruder beweinte. „Das ist dein Weib!“ sagte er zu Amphion, und ergriff Melissens Hand. Sie warf sich vor dem Vater nieder, umfaßte seine Knie, und bat ihn mit heissen Thränen sie nicht unglücklich zu machen. Ich schwor dem Agathon ewige Treue im Leben und Tode! sagte sie. „Und ich schwöre ihm Tod und Verderben!“ rief Periander fürchterlich.

Medon nahm Lykophrons Tafel, und zeigte dem Vater die Worte: „Mache meine Schwester glücklich. Stoß ihre Liebe nicht von dir.“ Periander sagte er dann ernst: verderbende Götter treiben dich, und die Rache deiner Ver-

brechen. — Aber der Erzürnte warf die Tafel zu Boden, trat an den Altar, und rief: „ich will Rache, das schwöre ich bei den furchtbaren Göttern! Und Melissa hat keine andere Wahl, als zu sterben, oder das Weib des Bacchiaden zu werden. Bis an den Abend geb ich dir Zeit; dann leuchtet dir Hymens Fackel, oder die Fackel des Todes!" Er ließ Melissen allein.

Die Unglückliche rang vergebens die Hände; der schreckliche Abend kam näher, und der Altar war bereitet. Gedankenlos eilte sie in den Garten, verzweiflungsvoll in die Halle, wo ihr Bruder einst halbtodt gelegen hatte. Auf eben den Stein legte sie ihr Haupt, um zu sterben. Das Getöse der Krieger die zu dem Hafen gingen, erweckte sie aus ihrem betäubenden Schmerze. Sie fühlte sich von Muth beseelt, folgte ihnen, kam um Mitternacht in dem Hafen an, und mischte sich unter eine Anzahl Kaufleute, die so eben in eine Barke stiegen. Erst am folgenden Morgen erkannte man, daß sie nicht

zu der Gesellschaft gehörte. Sie gab sich einen fremden Namen, und segelte glücklich mit dem Schiffe nach Samos.

Perianders Zorn wurde noch flammender, als er Melissens Flucht erfuhr. Er ließ seine Tochter in Korinth und in der umliegenden Gegend aufsuchen. Zwischen den Klippen des Isthmus fand man endlich den Leichnam eines Mädchens, den einer von Perianders Sclaven für Melissens Körper erkannte. Man bedeckte ihn mit Erde, und brachte dem Vater die traurige Nachricht. „Nun denn!" rief Periander hohnlachend dem alten Medon zu, und hob drohend die Rechte gen Himmel empor: „das sind deine segnenden Götter! Die Grausamen!"

Du klagst die Götter an? erwiederte Medon ruhig. Verkehrter Mensch! Warum tödteten die Korcyräer deinen Sohn? Weil sie vor deiner Grausamkeit zitterten. Warum floh Melissa? Weil du sie zwingen woltest, ihre Hand einem

Bösewicht zu geben. Willst du noch nicht einsehen, wohin deine Grausamkeit, dein Stolz, deine Herrschsucht, wohin die Rache dich führt?"

„Nach Korcyra führt sie mich!" rief Periander wild. „Ich habe noch einen Sohn!" Er eilte in den Hafen, und segelte mit seiner zahlreichen Flotte ab. Ein bleiches Entsetzen ergriff die Korcyräer, als sie ihn an der Spitze seines Heeres aussteigen sahen. Jetzt legte noch ein leicht segelndes Schiff an, und ein Bote brachte ihm die Nachricht, daß die Korinther seinen zurückgebliebenen Sohn getödtet hätten. Diese Nachricht empfing der harte Periander mit Thränen. Er verhüllte sein Haupt, und blieb lange so stehen. Seine Herrschaft, das fühlte er, sank nun hin, doch nicht sein Zorn. „Kinderlos!" rief er mit schrecklichem Lachen. Noch einmal fiel ein scharfer Schmerz mit unaussprechlicher Gewalt ihn an. „Ich kann mich rächen!" rief er nun, und sah kühn mit befriedigten Blicken, um sich her. „Kinderlos!" rief

er noch einmal. Er gab seinem Heere Befehl sich zu vertheilen.

Am Abend brachten die Krieger die Söhne von dreihundert der ersten Familien in Korcyra gebunden vor Perianders Zelt: Jünglinge und zarte Knaben. Die Väter, die Mütter, die Schwestern, die Bräute der Gebundenen stürzten sich verzweifelnd vor ihm in den Staub, und fleheten um das Leben der Unschuldigen. Die Jünglinge und Knaben erhoben die gefesselten Hände, und ein lautes Wehklagen tönte gen Himmel. Selbst die rauhesten Krieger forderten mit gerührten Blicken von Periander Mitleiden; nur ein Jüngling flehete nicht: er sah ruhig zu Boden, oder betrachtete mit stillen Blicken seine Fesseln, und die gezückten Schwerter in den Händen der Krieger rings um sich her.

Es war Agathon, Melissens Geliebter. Er hatte Nachricht von dem Tode des Mädchens erhalten, und nun war es sein einziger Wunsch, zu sterben. Ruhig wartete er auf Perianders

Wink. Doch Periander winkte nicht; mit tödtenden Blicken sah er in dem Kreise der Unglücklichen umher, und rief endlich mit spottendem Tone: „sie sollen leben! Ich schwöre es bei den Göttern, sie sollen leben!“ Es erhob sich ein Freudengeschrei. „Jauchzet nicht!“ rief er bitter; „Periander ist kinderlos! ihr sollt nicht jauchzen, wenn ich weine. Führt sie auf die Schiffe! Sie sollen leben, aber ohne die Hoffnung, ohne die Möglichkeit, je Väter zu werden. Du, Polikrates, segelst mit ihnen nach Sardes zu dem Könige Alyattes, und haftest mit deinem Leben dafür, daß sie als Eunuchen zurückkommen. Fort in die Schiffe!“ Nun erhob sich ein lautes Jammern. Die Eltern schlangen sich um ihre unglücklichen Söhne, die Bräute um ihre Geliebten. Periander befahl, und seine wilden Söldlinge rissen die Knaben und Jünglinge weg, und schleppten sie auf die Schiffe. Die Anker wurden gelichtet, und die trostlosen Eltern blieben wehklagend auf dem öden Strande.

Periander kehrte nach Korinth zurück; und Polikrates, der grausame unmenschliche Freund des Königs, segelte nach Asien, den harten Befehl zu vollziehen. Das Meer war ruhig; ein frischer Westwind schwellte die Segel, und schien das Verhängniß der Gefangenen zu beschleunigen. Schon lagen die Cykladen hinter ihnen, schon zeigte sich in heller Morgenferne die Küste von Lydien, und der leuchtende Dianen-Tempel zu Ephesus wurde sichtbar. Die Gefangenen schauderten bei dem Freudengeschrei der Matrosen, das die Küste Asiens begrüßte. „Bei den Göttern!" sagte Agathon, „ich betrete den Boden der Schande nicht!" Da kräuselten sich die Wellen; es erhob sich ein Nordost. Dunkle Wolken bedeckten Chios, und die Wellen stiegen höher. Ein Sturm, der plötzlich hereinbrach, trieb das Schiff nach Süden. Endlich riefen die Matrosen: Land! Alles arbeitete, das Schiff von den Klippen der Küste zu entfernen. Der Sturm war zu mächtig; er schleuderte es über die Brandung

ans Ufer. Ein Mast war zerbrochen, die Segel zerrissen; nur mit Mühe wurde das Schiff in eine sichere Bucht gesteuert. Alles stieg erfreut an das rettende Ufer, und man erkannte Samos.

Die Zelte wurden ausgeschifft und bedeckten den einsamen Strand. Rings um die Gefangenen her stellte Polykrates Wachen, daß nicht Einer entrinnen könnte. Dann opferte er in Dianens Tempel, der nahe am Ufer stand. Agathon gieng, verloren in den Gedanken des Todes, die Blicke zur Erde gewendet, langsam in ein kleines dichtes Gebüsch. „Agathon!“ rief eine fröhliche Stimme, und er fühlte sich umfaßt. Als er auffah, stand — o Entzücken! — Melissa, die todtgeglaubte Melissa, ihr Haar um das bleiche Gesicht gelockt, in einem langen weißen Gewande, vor ihm. Bist du es wirklich, Melissa? fragte er, so wie er sich von seinem Erstaunen erholte. Dein Leichnam lag zwischen Klippen. O ihr Götter, Melissa! bist du's? Theuerste, Geliebte, lebst du? hier, hier? Ich sehe

dich noch? Ich sehe dich noch, ehe ... O, ich unglücklichster aller Menschen! — „Nun nicht mehr unglücklich!„ rief Melissa, und umschlang ihn inniger. Ihr Entzücken machte ihn noch trauriger, ihre Freude rief Thränen aus seinen Augen. „Aber was ist dir, mein Agathon?“ fragte sie endlich. Er legte sein Haupt an ihre Brust und schwieg. Entzückender, schrecklicher Augenblick! sagte er dann. Ja, ich bin glücklich, Melissa; denn ich kann in deinen Armen sterben. — Sterben, Agathon? jezt, da die Götter uns einander wiedergeben?“ Agathon erzählte Melissen sein unglükliches Schicksal. Hier, — so schloß er — hier, in deinen Armen laß mich sterben! Melissa wurde noch bleicher. „O Vater! Vater!“ jammerte sie. Da erscholl die Trompete. Hörst du? rief er. Die Schande ruft. Wir sollen fort. Melissa! Er reichte ihr mit einem bittenden Blicke einen Dolch, den sie an der Seite trug. Da rief die Trompete aufs neue die Gefangenen zu den Schiffen. „Nein,“

sagte Melissa auf einmal entschlossen: „du sollst nicht sterben! Auf, Agathon! flieh mit allen Gefangenen in den Tempel Dianens am Ufer! Faßt ihre Bildsäule! Es ist das heiligste Recht dieses Tempels, daß niemand, der die Bildsäule berührt hat, daraus weggerissen werden darf. Auf! Agathon! schnell! Ich eile, die Samier, die umher wohnen, zu rufen." Sie umarmte ihn, und flog durch das Gebüsch über den Hügel hinweg zu der Stadt.

Agathon kehrte an die Küste zurück, wo die Gefangenen sich schon sammelten. „Folgt mir alle!" sagte er leise zu ihnen; „ich will euch retten. Thut, was ihr mich thun seht!" — Er ging vor ihnen her, und führte sie dem Tempel näher. „Auf! in den Tempel!" rief er jezt laut: „berührt die Göttin!" Da stürzten die Jünglinge und Knaben durch die Säulen zu dem Altar, und drängten sich alle zu der Bildsäule Dianens.

Die Krieger von Korinth sahen dies befremdet an. Zu Schiffe! riefen sie den Gefangenen zu. — „Wir gehen nicht,“ sagte Agathon mit Würde; „wir sind in dem Schutze der großen Göttin.“ Zwei Krieger sprangen die Stufen hinan, Agathon wegzureißen. Doch der Oberpriester trat vor, und rief, zurück! oder ihr seyd verloren! Die Krieger standen erwartend da. Wer seyd ihr? fragte der Priester die Knaben und Jünglinge. — „Gefangene“ antwortete Agathon, „die den Schutz der Göttin gewählt haben.“ Nun trat der Priester auf die Stufen des Tempels, und sagte zu Polykrates, der sich genähert hatte: sie sind frei, so lange sie im Umfange des Tempels bleiben. Wagt es nicht, sie zu berühren; oder Tod und Verderben wird euer Loos seyn. Mit Schrecken wichen die Korinther zurück. Der Priester sprach nun laut und feyerlich Verwünschungen aus über jeden, der es wagen würde, Dianens Geweihete ergreifen zu wollen.

Polykrates umgab den Tempel mit seinen

Kriegern. Der Hunger, sagte er, wird sie bald zwingen, ihre Freistätte zu verlassen. Aber die Liebe war mächtiger als die Grausamkeit. Am folgenden Morgen kamen aus dem Gebüsch auf der Höhe zwei singende Chöre von Mädchen und Jünglingen herab. Melissa war an der Spitze der Mädchen. Sie hatte den Samiern das Schicksal der Gefangenen erzählt. Die Liebe beseelte ihre Worte, ihre Bitten, daß sie die Herzen der Samier rührte; aber Niemand wollte Perianders Zorn auf sich laden. Da gab ihr die Liebe eine List ein. In Opfergewänder gekleidet, das Haar mit Blumen durchflochten, Körbe mit Sesam und Honig auf den Köpfen, Opfergefäße mit Milch in den Händen, näherten sich die Jünglinge und Mädchen dem Tempel. Welch ein Fest feyert ihr? fragte Polykrates ahnend. „Das Fest der rettenden Liebe!" antwortete Melissa und beide Chöre traten in die Hallen des Tempels. Agathon erkannte Melissen, und errieth ihre Absicht. Auf! rief er seinen Freunden zu. Er em-

riß Melissen die Lebensmittel; und alle seine Gefährten raubten den Samischen Jünglingen und Jungfrauen die Körbe, die Opfergefäße. Weh! weh! riefen die Samier, und flohen zurück.

Am folgenden Morgen begann das Fest aufs neue, und hatte dasselbe Ende. Wie lange, fragte Polikrates, feyert ihr denn dieses Fest? — Melissa antwortete: „so lange die Schützlinge der Göttin uns das Opfer rauben." Nun sah Polikrates, daß es vergeblich wäre, seine Gefangenen zu bewachen. Er schiffte sich wieder ein, und die Unglücklichen waren befreiet. Mit dankbarer Wehmuth sanken sie Melissen zu Füßen, und nannten sie ihre Retterin. Die Samier weiheten Dianen ein jährliches Fest, das Fest der geretteten Liebe, und sendeten die Korcyräer heimlich wieder nach ihrem Vaterlande zurück. Nur Agathon blieb. Samos schenkte ihm das Bürgerrecht, und Melissa gab ihm ihre Hand. Er wohnte mit ihr in dem

Gebüsche nahe am Strande, wo er sie zuerst wiedergesehen hatte, und kaufte die umliegenden Aekker. In ruhiger Stille lebte er mit seiner Gattin in einer bequemen, rings von hohen Fruchtbäumen beschatteten Hütte, und theilte seine Tage in Genuß und Arbeit. Melissa gab ihm einen Sohn; und nun wohnte die schönste Freude der Menschheit in den Herzen der Liebenden. Sie vergaßen Korinth, Periandern, und seine Grausamkeit.

Periander lebte zu Korinth mitten unter Furcht, Gram und Sorgen. Kinderlos, ohne Freund, sah er, daß sein Thron nach und nach dahin sank, und daß nur seine spähende Grausamkeit ihn noch hielt. Korcyra war seiner Rache entgangen, Samos hatte ihn darum betrogen; und er mußte es ertragen, weil er Korinth nicht verlassen durfte. Jetzt, nur von seiner Leibwache umgeben, deren Treue er erkaufen mußte, von Niemanden, der ihn liebte, (er hatte keine Freun-

de, den alten Medon ausgenommen) — jezt fing er erst an, das Bedürfniß der Liebe zu fühlen.

Oft nahm er das Diadem aus seinem Haare, betrachtete es, und rief: „o Band, Band, was kostest du mir! Wohin soll ich fliehen! Ich bin verdammt zu herrschen, so lange ich lebe, zu hassen, so lange ich fühle: denn welche Stadt in Griechenland wird den Tyrannen Periander aufnehmen! Wo ist der Mensch, der mich nicht den Korinthern ausliefern würde! O, wie sehr sprach Medon wahr! Meine Grausamkeit hat mir die ganze Erde verschlossen.“

So dachte er oft, und in dieser besseren Stimmung wollte er zuweilen noch jezt nach Liebe streben. Er war sanfter, gütiger gegen seine Sklaven; doch sie zitterten nur desto mehr vor ihm: sie fürchteten, seine eigene Güte möchte seinen Stolz beleidigen. Seine Schätze lagen auf einem segelfertigen Schiffe, daß er in jedem Augenblik entfliehen könnte. So lebte er ein Jahr, immer

bereit zur Flucht, immer von Bildern des Todes umringt. Endlich brach die lange zurückgehaltene Empörung hervor, als Periander eben im Hafen war. Ein Theil seiner Leibwache schlug sich zu dem Volke, das sich Waffen erobert hatte. Schon brannte seine Burg; da sammelte er seine getreuesten Söldner, und bestieg sein Schiff mit Schätzen. Er drohete den Korinthern, mit neugeworbenen Soldtruppen zurückzukommen, segelte ab, und nahm den Weg nach Asien, um ein Heer zu werben. Seine Krieger erheiterte er durch große Versprechungen.

Nahe an der Küste von Asien, unweit Samos (der Anblick erinnerte ihn an den Tod seines Sohnes, und an seine vereitelte Rache,) sah er mit finstern Blicken Polykrates an. „Dort liegt Samos," sagte er, mit dem alten Tone des Herrschers. „Nie vergeb' ich es dir, Polykrates, daß du mich so um meine Rache betrogst." Der Tod seiner Kinder fiel in diesem Augenblicke wie-

der schwer auf sein Herz. Sein Blick war kalt, und drohend.

In der Nacht stürzten Polykrates und einige seiner Freunde an Perianders Lager, und wanden ein Tuch um seinen Mund. Dann hoben sie ihn auf und trugen ihn auf das Verdeck. Wir wollen nicht länger zittern, Tyrann! sagte Polykrates; und man stürzte ihn in die Fluth.

Das Meer war ruhig. Periander schwamm mit angestrengten Kräften auf ein Feuer zu, das er in der Fern erblickte. Er erreichte den Fischernachen, auf dem es war, und wurde aufgenommen. Die Fischer ruderten, nach einem reichlichen Fange, gegen Morgen an das Land zurück, und setzten Periandern aus. Da stand nun der stolze Beherrscher von Korinth, halbnackt, hülflos, in einem fremden Lande — auf Samos.

Er ging vorwärts, um eine gastfreie Hütte zu finden. Auf einem Weizenfelde war Agathon mit seinen Arbeitern. Sobald er den Fremden

erblickte, lief er auf ihn zu, und fragte wer bist du armer Mann? — Periander wagte es nicht, seinen Namen zu nennen. Er antwortete: „Ein Kaufmann aus Athen. Meine Matrosen haben mich ins Meer geworfen, umsi ch meiner Schätze zu bemächtigen." Agathon erkannte ihn nicht; denn Kummer, Sorge und Schmerz hatten Perianders Gesicht entstellt: die volle, rothe Wange war mager und bleich, das wilde, trozige Auge sanft und bittend geworden. Es wurde sogleich ein Mantel für den Fremden geholt, und dann brachte man ihm zu essen. Gegen Mittag, als er sich erholt hatte, führte Agathon ihn zu seiner Hütte.

Als Periander sich dem Gebüsche näherte, trat Melissa, mit ihrem Sohne an der Brust, hervor, den geliebten Mann zu empfangen, und warf sich in seine Arme. O meine geliebte Tyche! rief Agathon; (so nannte er Melissen jezt.) Periander heftete staunende Blicke auf das

junge Weib; es war ihm, als sähe er seine Tochter Melissa. Trauernd, schweigend, ging er neben ihr her. So oft sie redete, drang der bekannte Ton ihrer Stimme in sein Herz; aber seine Tochter war ja todt, und dieses junge Weib hieß ja Tyche.

Man setzte sich endlich zum einfachen Mahle. Periander bewunderte, noch immer ohne zu reden, die ruhige Liebe, das herzliche Vertrauen und das hohe Glück des zärtlichen Paares. Am Ende der Mahlzeit nahm Melissa den Becher, und sagte: mögen die Götter meinem Vater Ruhe geben! Sie betrachtete dabei den Greis, über dessen bewunderungswürdige Aehnlichkeit mit ihrem Vater sie erstaunt war. Mit Thränen in den Augen sagte sie dann: Agathon, ich liebe ihn noch immer, meinen alten, unglücklichen Vater! Ach, wenn er wüßte, welch ein Glück die Liebe, die Verborgenheit giebt; er würde... Sie schwieg. „Und wer ist dein Vater?“ fragte der Greis mit Zittern.

Melissa sprang bei dem ersten Tone auf, sah den Alten an, bebte, und hob die Arme auf, ihm entgegen. Agathon, rief sie: welche Töne! — „Wie heißest du?“ fragte Periander, immer stärker erbebend. — Melissa! — Der Greis sprang auf. „O ihr Götter, ich bin der unglückliche Periander!“ Vater und Tochter hielten sich lange sprachlos umarmt; dann erzählten sie einander ihre Begebenheiten. Erröthend, zum erstenmale mit Reue, hörte Periander von sich reden; zum erstenmale fühlte er jezt das Glück der Liebe, des Vertrauens, der Güte. Er hatte schon einige Tage in Agathons Hütte gelebt, als das Gerücht den Tod des Tyrannen Periander verkündigte. Diese Nachricht hörte er lächelnd. Er umarmte seine Tochter, und sagte: „Periander ist todt. Ich heiße nicht länger so, und bin ein schwacher Greis, der erst einen Schritt weit vom Grab noch leben lernt.“

Er lernte leben. Das häusliche Glück seiner Kinder, ihre Ehrerbietung gegen ihn, ihre ver-

trauungsvolle Liebe machten sein Herz mit jedem Tage sanfter. Er war Aufseher über Agathons Sklaven, und behandelte sie menschlicher, als sonst die edelsten Korinther. Abends, im letzten Schimmer der sinkenden Sonne, spielte er mit seinen Enkeln, und Niemand, der ihn, umringt von den Kindern, das graue Haar mit Rosen bekränzt, gesehen hätte, würde geglaubt haben, dies sey der Tyrann von Korinth. „Aber,“ sagte Periander: „wie viel hat es mir auch gekostet, ehe ich ein Mensch wurde: ein geliebtes Weib, zwei Söhne und einen Thron!“

1,2

Die Intrigue.

Setze dich, mein liebes Kind, sagte der Herr von Dresch mit einem kleinen Kopfneigen und einem höflichen Lächeln zu seiner Tochter. Ich gebe dir die Versicherung, liebes Lottchen, daß ich mit dir sehr zufrieden bin, selbst mit den leidenschaftlichen Zufahren, mit der Empfindsamkeit; es giebt dem Gesicht etwas interessantes; es ist gleichsam die duftende Blüthe der Jugend. Nur muß die Blüthe die hervorkommende Frucht nicht hindern wollen. Du verstehst doch, was ich mit dem Vergleiche will? fragte er sich gefällig hinten in dem Sofa wiegend.

Nein, lieber Vater, antwortete seine Tochter.

So will ich mich näher erklären, liebes Kind. Man sagt mir, du liebtest einen jungen Mann, Lottchen, den Herrn von Berg. Wirklich, Kind,

ich finde das sehr natürlich. Du wurdest bei deiner Tante auf dem Lande erzogen. Du lebtest in den Ideen deiner Tante mehr als in der Welt. Du hattest Langeweile, du —

Um Vergebung, mein Vater, ich hatte nie Langeweile, nie weniger, als eben bei meiner theuren Tante.

Darüber wirst du erst nach Jahren urtheilen können, mein Kind; jezt lasse uns einmal annehmen, du hättest Langeweile. Da kam der Herr von Berg, ein junger, hübscher Mann, voll Talente, mit Eigenschaften, wie sie fast alle junge Mädchen lieben. Er sieht dich, er liebt dich, du ihn; da ist in der That nichts zu verwundern. Es würde mich Wunder nehmen, wenns unter deinen Umständen anders gewesen wäre. Sieh, so oder auf eine ähnliche Weise gings zu, mein Kind. Nicht?

Ja, mein Vater, ich liebe ihn: er ist ein edler Mann.

Darüber ist kein Streit, liebes Kind. Das sagen sogar seine Feinde von ihm. Auch find ich deine Liebe natürlich. Nun aber wirst du doch der Erfahrung deines Vaters zutrauen, daß er weiß, was zu dem Leben in der Welt gehört, es beßer weiß als du.?

Er schlug einen fragenden, scharfen, listigen Blik auf seine Tochter. Es fehlt dir nicht an Geist, fuhr er fort, um seine Anmaßung zu mildern, die ihm in den Worten zu liegen schien: aber Menschenkenntniß, Weltkenntniß, mein liebes Lottchen, erhält man erst in der Welt, unter den Menschen selbst. Sieh, auf dem Lande, in der Einsamkeit glaubt man mit seinem Herzen überall ausreichen zu können; hier aber auf dem schlüpfrigen Boden der großen Welt, des Hofs, liebes Kind, hier bedarf man des allerkältesten Nachdenkens, der allerruhigsten Besonnenheit, fortzukommen. Und eben darum —

Darum, liebster Vater, sollten sie mich auf dem

Lande lassen, für das ich erzogen bin. Ich liebe die große Welt nicht.

Der Vater verbeugte sich ein wenig. Das begreife ich, sagte er lächelnd. Auch tadele ich das nicht; nur wenn du glaubtest, du würdest das Leben in der Welt niemals lieben, weil du es jezt nicht liebst, so wäre das eine Inkonsequenz, die ich diesen dunkeln Augen zu Gute halte. Daß junge Leute die große Welt nicht lieben, ist selten etwas mehr als das Gefühl ihrer Unbeholfenheit darin. Wer sich zu nehmen weiß, hat sie immer noch lieben gelernt, und dir, Lottchen, prophezeihe ich, du wirst hier bald fester stehen wie deine Schwester, sobald du willst. Das ist kein kleines Kompliment, was ich dir mache, sezte er hinzu, da seine Tochter nicht einmal darüber lächelte.

Als Unterhaltung auf dem Lande, fuhr er nach einer Pause fort, habe ich also nichts gegen deine Liebe gehabt. Aber hier, liebes Kind, muß ich dich bitten, diese Liebe abzubrechen. Es wird dir

Mühe machen, das weis ich. Aber versteh mich nicht unrecht, Lottchen, ich fordere nicht, daß du gewaltsam brechen sollst. Berg besucht uns. Du siehst, ich zeichne ihn sogar aus, um dir gefällig zu seyn, und so bitte ich dich um die Gefälligkeit, den Umgang mit ihm nach und nach abzukälten, bis er von selbst einschläft.

Thränen stahlen sich bei diesen Worten aus des Mädchens Augen. Ach mein Vater, glauben Sie denn, sagte sie schmerzlich, daß die Liebe sich ablegen läßt, wie ein Handschuh?

So schnell nicht, antwortete der Vater aufrichtig und ernstlich; aber wie ein Kleid, wie ein ganzer Anzug, nach und nach. Man zieht hier eine Nadel heraus, dort bindet man ein Band auf, und so gehts. Ich bitte dich, Lottchen, schlage mir die kleine Gefälligkeit nicht ab. Deine Bestimmung ist am Hofe zu leben, durch eine Heyrath dein Glück zu machen. Der Herr von Berg ist arm, und meine Güter, weißt du, erhält dein Bruder. Du

siehst, es ist unmöglich, und Unmöglichkeiten muß kein Mensch wollen. Jezt laß dich anziehen. Wir fahren zur Cour.

Sie wollte noch etwas sagen; aber ihr Vater stand auf, verbeugte sich, schellte, und das Mädchen gieng mit einem schweren Herzen in ihr Putzzimmer, sich ankleiden zu lassen.

Das arme Mädchen fand in ihres Vaters Hause keinen Menschen, an dessen Busen sie ihre Thränen weinen konnte, nicht einmal einen, der ihre Thränen gegen den Spott sicherte. Sie hatte ihre Jugend bei ihrer Tante auf dem Lande verlebt. Ihre Tante war eine vortrefliche Frau, welche in der großen Welt nur geistreicher, nicht kalt geworden war; die Einsamkeit, die Natur, eine ausgesuchte Bibliothek, ein kleiner Zirkel von fühlenden Menschen hatten Lottchens Herzen Stärke, und Tugend, ihrem Geiste eine gerade Bildung, und ihren Sitten eine einfache, feine Politur gegeben. Hier hatte sie den Herrn von Berg, den Besitzer

eines kleinen Gütchens, kennen gelernt. Er war ein edler, junger Mann, den die Tante ungemein schäzte. Er liebte das Fräulein von Dresch lange, ohne je seine Liebe zu verrathen. Das Fräulein merkte sie allein. Sie sah die Kraft, die er anwendete, zu schweigen; und dieses Opfer, das er ihr brachte, überwältigte vielleicht mehr ihr Herz, als es ein Geständnis seiner Liebe gethan haben würde. Lottchen war die muthmaßliche Erbin ihrer reichen Tante, und Berg war arm. Das hielt ihn zurück. Nach mannigfaltigen Versuchen Herr seiner Liebe zu werden, hielt er es für nöthig, den Umgang mit Lottchen zu vermeiden, weil er auf einem Spaziergange mit ihr beinahe sein Geheimniß verrathen hätte. Er machte nach nnd nach seine Besuche seltener, und zulezt kam er nur auf eine Stunde etwan, und immer nach langer Zeit. Die Tante fand das unangenehm. Sie redete darüber mit ihrer Nichte. Sie wollte die Entschuldigung in seiner Seltenheit nicht glauben; sie nannte ihn

wetterwendisch. Die Nichte vertheidigte ihn mit Eifer. Es entfuhr ihr in der Vertheidigung eine Wendung, auf welche die Tante ihre Nichte lächelnd betrachtete, das Gespräch abbrach, und nach einiger Zeit vermehrten sich die Besuche des Herrn von Berg wieder. Er wurde heiter, dreister. Er bewarb sich jezt um Lottchens Vertrauen, um ihre Freundschaft. Die Tante hatte nichts dagegen. Sie zeigte ihrer Nichte ihren Beifall gegen Bergs Freundschaft, sie zeigte ihr die hellste Aussicht der Hofnung. Die Tante war Herr über die Hand ihrer Erbin. Lottchen gestüzt auf den Beifall der Tante, folgte dem schönen Zuge ihres Herzens. Berg erklärte mit Erlaubnis der Tante Lottchen seine Liebe. Die reizende Verwirrung in die das Mädchen gerieth, ein leiser Händedruk, ein zärtlicher Blick, und endlich ein leises von ihren Lippen hervorgehauchtes Ja zeigte ihm ihre Liebe.

Sie waren glücklich. Da starb die Tante schnell am Schlage. Ein Testament war nicht da. Das

Vermögen wurde getheilt, und Lottchen zog von dem glücklichen Lande zu ihrem Vater in die Stadt. Welch ein Unterschied zwischen dem weichen Teppich der Wiese und dem bunten in ihres Vaters Sälen, zwischen dem schimmernden Morgen- und Abendroth, und den blitzenden Kronleuchtern, zwischen dem erheiternden Leben, dem Schlüpfen, Sumsen, Fliegen Tanzen, Zwitschern der tausend lebendigen Wesen am Busen der Natur, und dem lästigen Gedränge, dem Verläumden in ihres Vaters Gesellschaften, Konzerten und Bällen. Welch ein Unterschied zwischen der Vertrauenvollen Liebe ihrer Tante, ihrer Freunde, und der kalten, immer intriguirenden Höflichkeit ihres Vaters und ihrer Geschwister!

Lottchen hatte an die Liebe ihres Vaters und ihrer Geschwister geglaubt; denn acht Tage lang, so lange lebten Dreschs jeden Frühling bei der Tante und Lottchen, konnte die zarte Höflichkeit, die anmaßungslose Gefälligkeit der Familie, die warme

Gestalt der Liebe tragen. Aber mit dem ersten Schritte in das våterliche Haus sah auch Lottchen, daß es nur die Gestalt der Liebe war, die sie empfieng. Ihre Verwandten zitterten vor dem rohen Landmädchen, und den ersten Augenblick, da Lottchen schluchzend vor Schmerz über den Verlust der Tante, den der Anblik ihrer Verwandten, denen sie noch nicht geklagt hatte, wieder erneuerte, sich ihrem Vater um den Hals warf, in diesem Augenblicke gab der Vater ihr einige Regeln über ihr Benehmen gegen die Welt, und anstatt das betrübte Mädchen an seine Brust zu nehmen, übergab er sie einer Kammerjungfer zum Frisiren. Liebes Kind, sagte er, ich habe Mitleiden mit dir; allein Klagen um den Verlust einer geliebten Person werden jedem Fremden leicht langweilig. Die erste Regel der Menschlichkeit ist, nie låstig zu werden. Lottchens Thränen blieben in ihrem Herzen stehen. Ihre Schwester führte sie in ihr Zimmer.

Sey mir tausendmal willkommen, liebste Schwe-

ster, sagte sie dem betrübten Mädchen, und drükte sie heiß in ihre Arme. Lottchen erwiederte die Umarmung mit einem Herzen das sich ganz hingiebt. Nicht Thränen der Betrübniß, Thränen der Zärtlichkeit, der Freude, daß ihre Schwester sie zärtlicher aufnahm als der Vater, benezten ihre Augen. O wie will ich dich lieben, Henriette! rief sie, und sie warf sich an die Brust Henriettens. Henriette fieng kalt an, von ihren Gesellschaften zu reden, und bat sie sich anziehen zu lassen.

Gegen Abend kam der Bruder. Er sagte Lottchen einige sehr artige Worte über ihre Gestalt wizzelte sehr bitter über Henriette und verschwand. Liebt er dich nicht? fragte Lottchen. Recht sehr; wir sind sehr gute Freunde. — Aber seine Anmerkungen über dich? — Ha! ha! ha! liebes Kind. Er ist ein satyrischer Kopf. Er verschont sogar seinen Vater nicht, wenn er in Laune ist. Das hat nichts auf sich. Er wird auch dich nicht verschonen. Ich wollte, ich könnte ihm dies Talent

ablernen. Man betet ihn an; denn wahrhaftig nichts, nichts, und wäre es das ehrwürdigste in der Welt, ist vor seiner Zunge sicher. Das war die Unterhaltung des ersten Tages.

Am andern Morgen wurden Karten abgegeben. Vorzeiten, sagte der Bruder, wie er die Karten beschrieb, mußte man sein Herz theilen, oder sein Vermögen um Freunde zu haben; jezt, man hat sichs bequemer gemacht, läßt man für einen Thaler Freundschaften von dem Kartenmacher holen, macht ein Paar Pferde müde, und wie Fürsten sich durch einen Ambassadeur verheyrathen, schließen wir auch unsere Freundschaften durch einen Ambassadeur, durch den Bedienten, der die Symbole der Freundschaften abgiebt, und das finde ich weise und tugendhaft. Denn ist es eine Kunst der Freund dessen zu seyn, der sein Vermögen mit mir theilt? Wahrhaftig nicht, ob ich gleich zugebe, daß das eine große Kunst ist, sein Vermögen wegzugeben. Wir aus der feinen Welt sind weit tugendhafter,

weit uneigennüziger; wir schenken unsere Freundschaft dem Menschen, sogar ohne ihn zu sehen, wenn er nur eine Karte giebt. Man könnte sagen, dies wäre das Jahrhundert des Papiers oder der Tugend: was ganz einerlei ist. Unsere Tugend steht auf Papier, recht deutlich gedruckt und Kupfer dazu, unsere Freundschaft besteht in Karten, etwas dikkerem Papier; der Himmel mag wissen warum; ob unsere Freundschaft oder unsere Tugend sich leichter durchgreifen läßt? So ists dahin gekommen, daß unsere Tugenden und unsere Freundschaften auf den Toilettischen liegen, zwischen Schminkbüchsen und Puderschachteln, und man sollte jedem Todten ein Dutzend Romane und ein Paar hundert Frenndschaftskarten in den Sarg mit einpacken, damit er sie als Einlaßzettel gebrauchen könnte beim heiligen Petrus.

Henriette lachte hier laut auf. Lottchen fand mit Betrübniß, daß er nicht Unrecht hatte. Er fuhr fort, Papiergeld, Papieradel, Papiertugend und

Freundschaft, in der That, man hat dafür gesorgt daß der Mensch demüthig bleibt, weil alles das aus Lumpen erwächst.

Seine edle Schwester fand in diesem satyrischen Ausfall sogar einen Grund ihn zu achten; ach, sie wußte nicht, daß man über Dinge spotten kann, ohne sie lächerlich zu finden. Hat er denn nicht Recht? fragte sie ihre Schwester. Denn die Einsamkeit, das Landleben — Henriette lachte noch lauter. Die Einsamkeit, fuhr er komisch feyerlich fort: ist die Mutter der Tugenden. Man verläumdet nicht, wenn man allein ist, man zankt nicht, man intriguirt nicht, und es wäre gut für unsere Tugenden, wann das Schicksal jedem Menschen eine kleine Insel angewiesen hätte, wo er lebte wie ein Robinson. Und das Beste, was sich vom Landleben sagen läßt, ist das: dort entstehen die Tugenden gerade daraus, woraus hier die Laster entstehen, aus langer Weile; so wie der Dünger hier nichts macht als Gestank, und auf dem Lande Seegen und Erndten. Siehst

du, rief Henriette: laß ihn nur aufs Land kommen! Warum? rief er: was hast du? wenn ich acht Tage bei der Tante war, bin ich nicht eben so beschäftigt gewesen wie hier. Hier laufe ich an eine Toilette, und sehe zu, wenn ein nächtliches Gesicht roth auflegt; da sah ichs im Grossen, wenn der Himmel sein Morgenroth auflegt. Ich bin so gut die Alleen mit auf und niedergegangen, wie Lottchen selbst, und ich habe mich nicht einmal über die Mükkenstiche beklagt. Was thue ich hier anders? ich laufe die Alleen des freien Lebens hier auf und ab, trage die Mückenstiche der Medisance hier und da, und wir thun mit unsern Geschäften gerade so groß, wie Lottchen mit ihren Boskets, Schatten, Morgen- und Abendroth, der Musik der Nachtigallen und der Kühglocken. Ich fand auf dem Lande, was ich hier verlies. Eben die Etikette, die wir hier bei einer Kour beobachten, fand ich dort wieder, wenn wir zur Kour beim Abendroth giengen. Die Tante war die Oberhofmeisterin, und ich hätte keinem

rathen wollen, daß er gelacht hätte. Ein wenig langweilig ist beides; aber daran ist weder das Abendroth noch der Fürst schuld. Es kommt alles auf die Gewohnheit an, und wenn Lottchen klug ist, so findet sie hier wieder, was sie beweint, einen Saal voll Sterne, Landschaften an den Wänden, und den Spaß umsonst, über das alles lachen zu können. Hier sind deine Karten, mein Kind: Fahr hin! sagte der alte Galotti zu Emilien, ich sage dasselbe: fahr hin! damit das Ding endigt wie eine Tragödie.

Lottchen schwieg und fuhr, sich anzukündigen, und von diesem Augenblik wurde sie von dem Wirbel der Gesellschaften fortgerissen, ohne irgend einen Theil daran zu nehmen. Sie nahm sich besser, als ihre Verwandten vermuthet hatten, eben weil sie gar keinen Theil daran nahm. Du bist ein Genie, liebes Lottchen, sagte der Vater nach einigen Tagen über Tisch. Diese Leichtigkeit des Anstandes hätte ich dir nicht zugetraut. Entweder ihr Landmädchen

seyd blöde, oder anmassend. Du aber warst beides nicht.

Sie war, sagte der Bruder ernst, was man seyn muß, unbedeutend, was wir alle sind. Genie war es nicht, lieber Vater, wenn Sie erlauben; denn ein Genie paßt überall hin, nur nicht in den Zirkel, weil es sogar die Unbedeutenheit übertreiben würde. Lottchen nahm sich gut, das ist wahr; man nimmt sich nie besser, leichter und feiner, als wenn man bei Leuten ist, die man nicht achtet. —

Meinst du, mein Sohn, fragte der Vater scharf: daß dies Lottchens Fall gewesen ist?

Behüte mich der Himmel, antwortete er: Sie haben mich nicht endigen lassen. Ich wollte sagen: man ist nie freier als bey Menschen, die man nicht achtet; da das nun Lottchens Fall nicht seyn kann, so begreife ich nicht, wie sie zu dieser Leichtigkeit ihres Anstandes gekommen ist, eine Tugend, deren Werth der Moralist nur darum nicht achtet, weil er sie selbst nicht hat.

Mir scheints, daß seit einiger Zeit deine Satyren nicht mehr die Originalität haben, als sonst, mein Sohn.

Wenigstens, mein Vater, gebe ich mir alle ersinnliche Mühe darum, meine Satyren, wie Sie sie zu nennen belieben, unbedeutend zu machen, und um auf das vorige Gespräch zu kommen: Lottchen hat den Charakter, der in der grossen Welt gilt, wohl gefaßt: Unbedeutenheit.

So war der Ton zwischen Vater und Sohn. Der Sohn satyrisirte ewig über den Hof, und dennoch liebte er ihn. Er kannte die Laster, ohne sie zu hassen. Die Menschen waren ihm verächtlich; denn er war ein guter Kopf, und er hatte ein böses Herz.

Unter diesen Menschen konnte Lottchen sich nicht glüklich fühlen. Ihr Bruder unterhielt sie zwar; aber sie zitterte für ihn, wenn er sein Gift auch auf die ehrwürdigsten Gegenstände der Menschheit sprüzte. In diesem Zustande einer kalten Bedrük-

kung ihres Herzens wurde ihre Liebe zu dem Herrn von Berg eine hohe Leidenschaft. Alle ihre Gefühle zogen sich in diesen einzigen Punkt ihres Herzens zurük. Sie sah ihren Geliebten als ihren Befreier von ihrem Elend an. Dieser Gedanke gab ihr auch den Muth, ihre Lage zu tragen. Da erschien Berg in der Stadt. Er ließ sich bei dem Herrn von Dresch melden, und wurde angenommen. Die Familie ahnte doch etwas von Bergs Absichten auf Lottchen. Wie er sich melden ließ, warf der Vater einen seiner lächelnden Blicke auf Lottchen, den sie ganz falsch als ein gutes Vorbedeutungszeichen auslegte, weil sie nicht wußte, daß ein solches Lächeln bei ihrem Vater fast immer Nein bedeutete. Man empfieng ihn ausgezeichnet höflich, und bestimmt, was das arme Mädchen mit schönen Hofnungen erfüllte, als den Freund Lottchens.

Der Herr von Dresch gab dieser ersten Visitte eine ganz besondere Feyerlichkeit. Man empfing ihn im großen Saale, man hätte den Liebling des Für-

sten nicht bedeutender empfangen können. Lottchen begriff nicht, warum man den armen, unbedeutenden Mann so auszeichnen wollte, und sie hätte große Lust gehabt, Hofnungen auch daraus zu ziehen, wenn ihr Bruder nicht gesagt hätte: Jahrhunderte, Jubeljahre, Jubelhochzeiten begeht man darum so feyerlich, weil sie in einem Jahrhundert nur einmal kommen: kämen sie öfter, so würde man sie in das Wohnzimmer führen.

Der Vater war bey dem Besuche feyerlich höflich, und Berg konnte nicht zehen Worte mit Lottchen reden, so dankbar war der Vater für seine Freundschaft gegen Lottchen. Berg war entschlossen gewesen, dem Vater anzukündigen, daß er seine Freundschaft mit Lottchen fortsezzen wollte; allein da er jeden Augenblik von dem Vater selbst der Bitte darum entgegen sehen konnte, so schwieg er, und der Vater kam nie zu dieser Bitte. Die Zeit der Visite war abgelaufen, und beim Abschiede überschüttete Dresch den jungen Mann mit

einem solchen Flusse von Komplimenten, daß er nicht zu Worte kommen konnte. Lottchen, die aus ihres Bruders Anmerkungen schon vorher die Absicht ihres Vaters errieth, faßte doch endlich das Herz zu einer Unschiklichkeit. Sie sagte beim Abschiede mit bebender Stimme: wir hoffen Sie wieder zu sehen, Herr von Berg.

Das bedarf bei unserm Freunde, sagte Dresch sich tief verbeugend: doch wohl des Erinnerns nicht, mein Kind. Das versteht sich. Berg gieng, und der Vater fuhr freundlich fort: nur du, Lottchen, durftest allein von uns allen ihn nicht ans Wiederkommen erinnern. Und nun äusserte der Vater doch ein kleines Misfallen über Bergs Besuch, das freilich nur in ein Paar sauren Mienen bestand. Aber doch wurde Berg nun zu einem glänzenden Diner gebeten. Auch das gab Lottchen keinen Trost, denn sie hatte wieder nicht zehen Worte mit ihm reden können, so sehr wurde Berg von ihrem Vater beschäftigt. Allein Berg setzte seine Besuche

fort, und der Vater konnte nicht immer gegenwärtig seyn. Auch trieb Lottchen ihren Vater durch das freye Geständniß, daß sie Bergen liebe, zu entscheidenden Schritten, die aber auch nur in der Unterredung bestanden, die wir im Anfange gegeben haben.

Lottchen anstatt ihres Vaters Rath, die Liebe nach und nach abzubrechen, zu befolgen, gab ihr Herz noch inniger dem Manne hin, den sie liebte. Zwar nur ganz verborgen, in den Stunden, wenn sie allein war. Oeffentlich suchte sie ihrem Vater so gehorsam zu seyn, wie es ihr möglich war. Sie mußte wenigstens in der Idee ein Herz haben, an dem das ihrige schlagen konnte, an den Herzen ihrer Verwandten konnte das ihrige nichts als erstarren. Ihren Bruder hielt sie, was er war, für einen herzlosen Spötter alles Grossen und Edeln, wie des Lächerlichen und Kleinen. Er verfolgte mit seinem Witz ihre Thränen, ihre Liebe, ihre theuersten Hofnungen, ihre schönsten

Empfindungen. Die Liebe verglich er mit den Statuen der alten Götter. Auswärts ists Gold, Elfenbein, Silber, und der Charakter des Göttlichen; inwendig aber steht das häsliche Gerippe von Eisenstangen mit Werg und Lumpen ausgefüllt. Die Ewigkeit, sagte er: ist der Regenbogen, den eine glänzende Phantasie beim Unglük, dem schlechten Wetter des Lebens, um das Leben hinzieht. Bunte, hübsche Farben, die der Unwissende für wirklich hält, und so wie jedes Auge seinen eigenen Regenbogen sieht, so hat jeder Mensch seine eigene Ewigkeit. Er erkannte nichts hohes auf der Erde und im Menschen als allein seinen Witz, seine spottende Kälte. Er war Lottchen verächtlich geworden.

Ihre Schwester Henriette trieb sich, weniger schädlich, doch immer allein in dem Kreise des Putzens und der Gesellschaften umher, und fand es höchst lächerlich, daß das Leben mehr seyn sollte als eine Gesellschaft, wo man die Pflicht hat zu

glänzen. Der Vater war ein feiner Hofmann. Er fand, daß Thränen und ein kleiner Enthusiasmus dem Gesicht etwas Pikantes gäben; nur, liebes Lottchen, sezte er hinzu: muß man es wie Medizin gebrauchen, selten und nur im Falle der Noth.

Was war dem armen Mädchen bei dieser Kälte ihrer Verwandten anders übrig, als sich desto fester an das warme Herz zu schmiegen, das sie hier allein zu finden wußte? des Bruders Satyren, ihrer Schwester Lachen, des Vaters feine Bemerkungen giengen alle an dieser Liebe verloren. Bergs Besuche zu verbitten, fand der Vater zu entscheidend. Man ließ ihn kommen, überhäufte ihn mit Höflichkeiten, und Berg kam nicht einen Schritt weiter.

Das Ridiküle muß helfen, sagte der Vater lächelnd. Man fieng an, ihrer Liebe, ihrer Thränen zu spotten, die Empfindsamkeit lächerlich zu machen, und man gewann nichts, als das sich

Lottchens Herz gewaltsam gegen ihre Verwandten zuschlos. Eine Schärfe legte sich in ihre Seele, die sonst so rein von allem Bittern gewesen war, und diese Schärfe äusserte sich auch durch eine Art von Troz gegen ihre Verwandten. So hauchte man auf diese reine Unschuld den ersten Flecken des Lasters. Sie fieng an, ihre Thränen und ihre Liebe mit allen ihren Empfindungen zu verbergen; sie suchte in den Gesellschaften den Leichtsinn, das Flatterhafte ihrer Schwester nachzuahmen. Der Vater erklärte sie für geheilt von ihrer Thorheit; aber da man auf den Hauptpunkt kam, daß sie sich dem Liebling des Fürsten, der sie auszeichnete, nähern sollte, so sagte sie trocken, das will ich nicht. Ihr Vater machte sie aufmerksam auf die glänzenden Folgen, die eine Verbindung mit diesem allmächtigen Manne für sie selbst, für ihre Familie haben würde. Sie antwortete kalt: ich kann das nicht! der Vater ließ sich sogar zum Bitten herab, ohne zu intriguiren. Er sagte: Liebes Lottchen, mache

deinen Vater glücklich, du kanst es! diese Paar Worte, die, wenn er sie im Anfange gesagt hätte, Lottchen zu allem in der Welt gebracht hätten, erschütterten sie zwar auch jezt noch; allein die Schärfe, die nun schon in ihrem Gemüthe lag, hinderte ihre volle Würkung. Sie fühlte es zu tief, zu deutlich, daß sie sich für ihres Vaters Eitelkeit aufopfern sollte. Thränen, seit langem die ersten wieder, die jemand sah, drangen aus ihren Augen; aber sie schwieg.

Der Vater verstand eine solche Minute nicht zu nützen, ein solches Herz nicht zu behandeln. Es ist doch wahrhaftig ehrenvoller, sezte er schnell hinzu: die Gemahlin eines so bedeutenden Mannes zu werden, als eines Bettlers, das Lächerliche abgerechnet, mein Kind, was in deinem Benehmen liegt. Lottchens Thränen standen, sie sagte leise: ich kann das nie! und wiederholte es noch einmal mit Festigkeit. Der Vater warf einen verachtenden Blik auf

die Tochter, schüttelte den Kopf, und sagte schnell: du wirst dich besinnen.

Man zog nun einige Damen mit ins Geheimniß. Berg wurde auf das unbarmherzigste lächerlich gemacht, man spottete der Liebe des Mädchens, ihrer Empfindelei, und wie es gewöhnlich geht, wenn Menschen solche Aufträge erhalten, die nichts kosten, man gieng zu weit, um dem Herrn von Dresch seine Freundschaft zu zeigen. Die Ungerechtigkeit gegen den edlen Berg, der Spott über ihre Liebe, erbitterte Lottchen noch mehr gegen ihre Verwandten. Sie sah zu deutlich, daß man dieses Spiel angestellt hatte, um sie von Berg zu trennen, und so fand sie einen Triumph darinn, sich nicht trennen zu lassen. Wenn sie es nicht gesehen hätte, daß man sie überlisten wollte, so sorgte ihr Bruder dafür, daß sie es erfuhr. Der Gang dieser Begebenheit war ihm noch viel zu einfach. Sein Geist war immer geschäftig und rege. Da er nun gar keine ernsthaften Geschäfte zu betreiben hatte, so mischte er sich

heimlich in alle Begebenheiten der Familien, die er kannte, verwirrte alles, hezte alles gegen einander auf, um nur die Freude zu haben, alles wieder schlichten zu können. Seinem Vater mochte er am liebsten Hindernisse in seine Plane werfen, weil sein Vater sich sehr viel auf sein savoir faire, wie er es nannte, einbildete. Der Sohn hatte denn den Triumph, daß der Vater gewöhnlich zulezt seine Zuflucht zu ihm nehmen mußte. So wars auch hier der Fall. Der Vater wollte mit aller Gewalt den Geliebten der Tochter lächerlich haben; der Sohn widersprach, wie er immer anderer Meinung als der Vater war. Dresch blieb auf seinem Kopfe, und der Sohn verrieth es Lottchen, was man vorhatte, und nun sagte er: sehen Sie, lieber Vater, es kommt gerade, wie ich es sagte. Lottchen wird erbittert, und Berg gewinnt dadurch.

Der Herr von Dresch war in Verzweiflung über seine halsstarrige Tochter. Er begegnete dem Herrn von Berg so kalt, daß er so selten als möglich kam.

Nun denn, sagte er: es giebt doch einen Weg zum Ziel. Der Sohn fürchtete wirklich, der Vate werde seinen Zwek erreichen. Er lächelte bedeutend. Der Vater sah ihn an: du willst etwas sagen?

Nichts, mein Vater; ausser daß dieser Weg mir nicht so sicher wie Ihnen scheint. Lottchen und der Herr von Berg sehen sich weniger, das ist wahr; allein Lottchen schreibt viel, und Briefe sind das Mittel nicht, ein Paar Empfindsame von einander zu trennen. Der Vater fand, daß der Sohn Recht hatte. Aber dann? fragte er. Das Gespinnst mus feiner angefaßt werden, sagte der Sohn. Wir müssen sie mit ihren eigenen Herzen schlagen. — Gut denn, ich übergebe dir Lottchen, mein Sohn wenn du es verstehst.

So handelte man hier über das Herz eines Menschen, weil man kein Herz kannte. Berg wurde nun wieder mit mehr Höflichkeit aufgenommen. Henriette bekam von ihrem Bruder die Rolle, sich an den Herrn von Berg anzudrängen. Er sezte,

da sie nicht wollte, ihre Eitelkeit in Bewegung. Er selbst zeigte in ein Paar Wendungen eines Gespräch dem Herrn von Berg, daß er Antheil an seinem und seiner Schwester Geschicke nähme, doch ohne bestimmt darüber zu sprechen, und ließ ein Paar Worte darüber fallen, daß Henriette allein im Stande sey, ihren Vater zu allem zu bewegen. Sehen Sie, sagte er: ich würke auf meinen Vater alles, was ich will, durch meine ältere Schwester. Ein Paar Schmeicheleien, sie ist eitel wie jedes Mädchen, kosten ja so wenig. Ich mache ihr den Hof, und erhalte, was ich will. Das Gespräch that seine Wirkung. Berg war Henriettens Spielpartbie, saß bei ihr am Tische, unterhielt sie. Henriette kam ihm halbes Weges entgegen. Sie hielt, was Wirkung ihres Bruders war, für Wirkung ihrer Reize, und in dem Triumphe, diesen wichtigen Handel, der ihrem Vater so sehr am Herzen lag, entscheiden zu können, bekam sie einen neuen großen Eifer für ihre Rolle. Sie spielte

sie, wie sie dachte, mit Glück; denn Berg suchte jede Gelegenheit hervor, sich Henrietten gefällig zu machen.

Dem Bruder war es gar nicht darum zu thun dem Liebeshandel Lottchens ein Ende zu machen, der wie jedes Ding seiner Meinung nach endlich von selbst fallen mußte. Er wollte nichts als hier, was er immer wollte, Menschen necken, die Begebenheit verwirren, um lachen zu können. Er befeuerte also Henriettens Muth durch das Lob ihres feinen Spiels. Er wollte bemerkt haben, daß Berg heute nur sie und nicht Lottchen in den Augen gehabt hätte. Und was wolltest du nicht, Jettchen? der Berg mußte doch wahrhaftig keine Augen, keinen Sinn haben, wenn er nicht den Unterschied zwischen dir und Lottchen fühlen sollte. Henriette spielte also ihr Spiel fort, und Berg gieng in die Falle. Er erzeigte ihr zwar nichts, als ein grosses Wohlwollen, eine sehr höfliche Aufmerksamkeit; ihre eigene Eitelkeit aber und ihres Bruders Ver-

ſicherungen gaben dieſer Aufmerkſamkeit einen ganz andern Geiſt. Der Bruder verſicherte in Henriettens Gegenwart dem Vater: ich ſage Ihnen, Vater, Henriette hat den vollendeten Sieg in den Händen; der Vater zweifelte. Der Sohn behauptete es mit großem Eifer. Henriettens Eitelkeit gieng in ſein Netz. Sie gab dem Vater die Verſicherung, daß ſie den Handel beendigen wollte. Das wollte ihr Bruder. Nun konnte ſie nicht zurück. Sie mußte Wort halten, um ſich nicht dem Spotte ihres Bruders und den weiſen Bemerkungen ihres Vaters auszuſetzen.

Henriette bemerkte ſehr bald, daß Bergs Höflichkeiten nichts als Höflichkeiten waren. Sie hätte ſich gern zurückgezogen; wenn ihr Bruder ſie nicht immer noch mit ernſthaften Verſicherungen, daß ihr Spiel gut ſtehe, und dann mit Satyren fortgetrieben hätte. Henriette wagte alſo, was ſie ſelbſt nicht hofte. Sie ließ die unglückliche Rolle nicht fallen, um nicht noch eine üblere unter dem Spotte

ihres Bruders zu spielen. Nun machte der Bruder Lottchen aufmerksam auf Henriettens Bewerbung um Bergen. Er ließ sie fürchten, daß eine unglükliche Leidenschaft für ihren Geliebten ihre Schwester überwältigt habe. Das wurde nun freilich durch Henriettens Benehmen sehr wahrscheinlich. Dabei wurde Lottchen in allen Gesellschaften so natürlich von Bergen abgeschnitten, daß sie mit diesem zu keiner Erklärung kommen konnte.

Lottchen hatte kein Mißtrauen gegen Berg, obwohl es ihr manchmal schien, daß er eine Gelegenheit, sie zu sprechen, über ein Gespräch mit ihrer Schwester versäumte. Im Vorübergehen sagte sie nur einmal zu Bergen: ich bitte Sie, lieber Berg, schonen Sie der Emfindung, des Herzens meiner Schwester! Seyn Sie unbesorgt, Liebe, antwortete er lächelnd: das Herz ist nicht mit im Spiele, weil es, wie ich glaube, nur ein Spiel ist. Das fiel Lottchen auf. Das wäre ein Spiel,

ein grausames Spiel ihrer Schwester. Sie wurde sehr ernst. Sie beobachtete Henrietten. Es schien ihr wirklich so. Sie suchte die Gründe dieses Spiels auf, und sie erstaunte, wie sie so schnell darauf fallen mußte, daß ihre Schwester eine Liebe gegen Berg heuchelte, um sie von ihm zu trennen.

Sie war nun innig betrübt über die Feindseligkeit ihrer Verwandten. Sie verließ die Gesellschaft, und gieng auf ihr Zimmer. Henriette traf sie in Thränen. Sie schien die Thränen nicht zu bemerken, und warf sich an den Flügel, und trommelte eine Anglaise. Lottchen stand auf, sie lehnte sich sanft weinend auf ihrer Schwester Stuhl. Henriette, sagte sie sanft: weißt du nichts anders zu den Thränen einer Schwester zu spielen? Henriette spielte fort, und sagte leicht: ha! deine Thränen Lottchen, sagst du ja selbst, sind deine Freuden. — Aber nicht diese, nicht diese, denn ich weine sie über dich. — So? nun das ist recht sehr schwesterlich. Du willst meiner Augen schonen? — Henriette,

fühlst du denn niemals, daß ich deine Schwester bin? Henriettens Anglaise stockte bei diesem Vorwurfe. Da warf Lotchen ihre Arme um Heneriettens Hals, und sagte schluchzend: ich bitte dich, meine Schwester, spiele dein grausames Spiel nicht fort, wozu dich gewiß ein elender, herzloser Mensch beredet hat. Ich liebe dich, Henriette; und ist meine Liebe nicht so viel werth, als der Haß deines Bruders? Henriette erröthete vor Scham an ihrer Schwester Busen. Sie empfand das Unrecht, das sie ihr that. Sie fühlte zum erstenmale Liebe gegen die Verlaßne, gegen die Betrogene. Sie war auf dem Wege, ihr alles zu entdecken.

Sieh, fuhr Lottchen bewegt fort: nicht, weil ich fürchte, es könnte dir gelingen, nein, ich kenne Bergs Treue und sein Herz; nein, liebes Jettchen, Ihr alle würdet uns nie trennen; sondern, daß du, daß du, meine Schwester, Theil an diesem boshaften Komplotte gegen meine Glückseligkeit nehmen kannst, das zerreißt mein Herz.

Aber wie denn so? fragte Henriette mit harter Stimme, ihre Eitelkeit war beleidigt, sie mußte sich vertheidigen. Ihre Reue und ihre Liebe sanken wieder. Komplott? was meinst du? daß man es dir nie recht machen kann, das weis ich. Nun siehst du deine emfindsamen Gespenster wieder. Ich bin artig gegen den edlen Herrn; mich dünkt das verdient eher Dank als Vorwürfe.

Diese Härte in dem Ton der Stimme machte Lottchen kalt. Sie stand vor Henrietten, die aufgestanden war. Kinder, sagte sie nachdrüklich: Ihr scheint Eurer Sache so gewiß zu seyn, aber ich versichere Euch alle, daß, wenn Ihr Euer grausames Spiel gewinnt, Ihr keine Freude darüber haben werdet! Wahrhaftig, sezte sie stolz hinzu, und legte ihre Hand auf ihre schmerzende Brust: Ihr wißt nicht, was Ihr thut. Henriette verstand das nicht. Sie hielt für Troz, was Gefühl des Elendes war. Sie sezte sich nieder mit den Worten: ich weiß nicht, du bist wunderlich! an den Flügel, und

fieng einen neuen Walzer an. Lottchen drehete sich unmuthig und betrübt weg.

Hätte ihr Vater ihr öffentlich und bestimmt erklärt, Berg kann niemals dein Mann werden, hätte er seine Besuche verbeten, so würde sie das hart und grausam gefunden haben; allein man wollte sie betrügen, man spottete ihrer Liebe, ihrer Thränen, ihres Unglücks, und so gab man ihr die Veranlassung zur Nothwehr. Man griff nicht allein ihre Liebe an, sondern auch ihr Selbstgefühl. Man wollte sie erniedrigen, überlisten, und sie erhob sich, sie stellte sich zur Wehre. Das aber konnte nicht ohne Bitterkeit, ohne Haß gegen ihre Verwandten abgehen. Das sanfte, verzeihende Herz Lottchens wehrte sich lange gegen diese unnatürlichen Empfindungen der Bitterkeit und des Hasses. Aber man gab sich alle Mühe, ihr Herz dafür zu öffnen. Mit listigem Lächeln griff sie der Vater an, Henriette mit bestimmten Vorwürfen, der Bruder mit hinterlistigem Vertrauen, mit

mitleidigem Spott über ihre Schwäche über ihre Träume.

Es war nicht anders möglich, ihr Herz mußte sich gegen ihre Verwandten verschliessen. Mitleiden, Theilnahme an ihrem Geschicke würde ihr den Muth gegeben haben, sich für die Wünsche ihres Vaters aufzuopfern, der kalte Spott über ihre Empfindungen gab ihr den Muth, sie zu vertheidigen. Ihr Herz verschloß sich, und nun war sie zu allem bereit, zu allem fähig.

Henriette war doch durch den Vorwurf ihrer unglücklichen Schwester gerührt; sie war Willens das Spiel mit Berg aufzugeben. Ihr Bruder hinderte es durch seine gleissenden Vorstellungen. Henriette spielte fort, und dem Anscheine nach jezt boshafter, weil sie verstekter spielte. Lottchen wurde bitterer. Sie gieng einmal mit einer festen Kälte auf Berg zu, sagte ihm so laut, daß ihr Vater es hörte: ich habe Ihnen etwas angelegentliches zu sagen, und führte ihn in ein Neben-

zimmer. Das hatte sie noch nie gewagt. Im Nebenzimmer sagte sie dem Geliebten kurz ihrer Schwester Absichten, und bat ihn mit ihrer Schwester zu brechen. Ich bin unglücklich, lieber Berg, sezte sie hinzu: aber jezt entschlossener als je, Ihnen treu zu seyn. Sie werden mich seltener sehen; aber dieß Glück kann ich nicht durch ein Verbrechen meiner Schwester erkaufen.

Ihr Bruder, theure Charlotte, meinte, daß Henriette das Mittel werden könnte, uns —

Es ist mein Bruder, lassen sie das, und trauen Sie Niemanden, als diesem Herzen. Kommen Sie! Sie kam an seiner Hand mit einer stolzkalten Miene wieder in den Saal. Berg hatte sich an Henrietten auf den Abend zum Spiel versprochen. Er nahm seinen Hut. Sie haben wohl vergessen, fieng Henriette an? — Ich bedaure, sagte Berg trocken: ein unvermuthetes Geschäft — oder der Befehl meiner Schwester — Berg verbeugte sich, als ob er befahete. Sie bleiben! hob Henriette befehlend

an. Berg empfahl sich, und gieng. Er war durch die Vorstellung von der Bosheit Henriettens erbittert.

Henriette war natürlich sehr übler Laune. Ihr Bruder fragte ihr die Begebenheit ab. Sie erzählte sie ihm in der ersten Hitze. Er machte ihren Verdruß giftig. Er sagte wie bedaurend: nun wahrhaftig, so verächtlich ist doch wohl niemals ein Mädchen abgeferigt worden. In Henriettens Brust gährte dieser Gift. Sieh, sezte er lachend hinzu: Das sind ein Paar Liebende noch im alten heroischen Styl. Die Geliebte sagte dem Koridon: mein Herr, es mißfällt mir, daß Sie meiner Schwester die Kour machen. Auf der Stelle gebrochen oder — und der Koridon gehorsam wie ein Lämmchen geht und giebt dir den Abschied. Henriette faßte nun den bösesten Willen gegen die Liebenden. Noch nicht genug. Er erbot sich gegen Lottchen, sie mit Henrietten wieder zu versöhnen. Sie sah ihn mit einem verächtlichen Blick ohne etwas zu

antworten an. Er wollte Lottchen reizen. Den ersten Mittag am Tisch, da die Domestiken fort waren, nahm er das Gespräch wieder auf. Er redete von den mannigfaltigen Unfällen des menschlichen Lebens. Auf einmal, Henriette erblaßte, wie er anfieng, sagte er: so zum Beweis, lieber Vater, wie muthwillig man sich das Leben verbittern kann, dienen Henriette und Lottchen. Berg hat Lottchen schön gefunden; er hat Recht. Er findet auch Henrietten schön, und hat wieder Recht. Er flattert um Henrietten her, was natürlich ist. Das nimmt Lottchen übel, warum? das mag sie selbst sagen, und diese eifersüchtige Grille stellt sich wie ein böser Geist zwischen beide Schwestern. Ich habe schon Versuche zu ihrer Versöhnung gemacht. Henriette aber kann Lottchen es nicht vergeben, daß Berg ihr ohne alle, auch die kahlste, Entschuldigung den Abschied gegeben hat.

Unverschämter Mensch! rief Henriette zornig. Ich weiß, fuhr er kalt fort, ohne auf seines Vaters

mißbilligendes Kopfschütteln zu achten: es thut nichts weher als sich verschmähet zu sehen; aber Eure Feindschaft, Kinder, thut mir noch weher. Lottchen hatte, das gestehe ich, Ursache zur Eifersucht; denn Berg gieng zu weit. Aber ich bitte Euch, meine lieben Schwestern, macht diese Stunde zu einem Familienfeste und vergebt Euch. Lottchen, ich kenne ihr sanftes Herz, wird gern die Hand dazu bieten.

Der Vater gerieth mit jeder Sekunde in eine grössere Verlegenheit, wie er sich bei diesem unerwarteten Gespräch nehmen sollte. Henriette war ernsthaft böse. Lottchen allein, auf die es hauptsächlich angesehen war, blieb ruhig. Nun Lottchen, sagte der Bruder: was sagst du? Daß du ein sehr elender Mensch bist, sagte Lottchen kalt und ruhig: und daß Henriette Unrecht thut, darüber zu zürnen. Wenn Sie es noch nicht wissen sollten, mein Vater, so hören Sie. Mein edler Bruder da, giebt dem Herrn von Berg untern Fuß, daß Jettchens Freundschaft uns Ihre Einwilligung schaffen könnte.

Jettchen beredet er, daß sie Ihre Wünsche befriedigen könnte; mir entdeckte er, unter dem Siegel der Verschwiegenheit, daß Jettchen Bergen liebe. Ihre Wünsche, mein Vater, will er so wenig als meine. Ich weiß nicht, wie ein Mensch so verächtlich seyn kann, nichts zu wollen, als Mishelligkeit, noch weniger begreife ich, wie man einem solchen Menschen je etwas anvertrauen kann. Der Vater legte bei dieser starken Rede die Serviette bald auf den Tisch, bald knüpfte er sie ins Knopfloch. Der Bruder lächelte immer fort, und um seines Vaters Verlegenheit aufs höchste zu bringen, sagte er: ich bitte Sie, Vater, diesen Streit, der mich angeht, zu entscheiden. Wir wollen aufstehen, meine Kinder, sagte der Vater mit einem gezwungenen Lächeln: Lottchen weiß meine Meinung, und unbescheiden, mein Sohn, war diese Art der Auseinandersetzung von dir. Beym Erörtern solcher Streitigkeiten kommt nichts heraus. Henriette und auch Lottchen, glaube ich, haben so viel Lebensart,

um je ihren Streit merklich zu machen, und dabei hättest du es lassen sollen. Er stand auf. Lottchen trat vor ihren Vater hin. Sie sagten eben, lieber Vater, ich wisse Ihre Meinung. Ich wünschte, Sie wissen auch meine. — Die werde ich aus deinem Benehmen erfahren, sagte der Vater, und verließ das Zimmer.

Du solltest eine Messiade schreiben, sagte der Bruder lachend zu Lottchen: der Teufel würde dir gerathen! — Nein, nein, antwortete sie, und Thränen stürzten aus ihren Augen: auch wenn du nicht mein Bruder wärst. Mit verzehrendem Herzen würde ich sein Bild mahlen, weil du ein Mensch bist. Dann wendete sie sich schnell zu Henrietten, umschlang sie, und sagte leise und bittend: O sey du wenigstens meine Schwester, daß ich nicht ganz verwaiset bin. — Bravo! rief der Bruder: nun kein Wort mehr, die Komödie schließt mit einer rührenden Gruppe! Er schellte, die Bedienten kamen. Sie giengen. Henriette konnte nicht antworten.

Es war ihr lieb, sie wußte nicht, ob sie gerührt, oder noch böse war.

Der Bösewicht hatte indeß die Vorwürfe seiner Schwester tief gefühlt. Hundert von Menschen dachten eben so von ihm wie Lottchen, aber noch nie hatte es ihm einer gesagt. Pah! rief er auf seinem Zimmer, wie er allein war, einmal über das andere; aber der Vorwurf seiner Schwester wollte nicht aus seiner Brust weichen. Das ist das Siegel auf dem Beglaubigungsbriefe der Tugend, daß der Bösewicht sich schämt, ein Bösewicht zu heißen. Er giebt das Daseyn der Laster zu, allein seine Laster hält er nicht dafür. Wenn alle Menschen den Bösewicht verächtlich fänden, er würde aufhören es zu seyn: Ein Mensch, der ihn so findet, und es ihm sagt, bessert ihn nicht. Er zieht nun seine Verbrechen auf sich.

Der junge Dresch sann auf Plane, sich an Lottchen zu rächen, obwohl er sich das nicht gestehen wollte; denn sonst hätte er das fühlen müssen, daß

Lottchen Recht hatte. Er suchte Entschuldigungsgründe für sein künftiges Benehmen auf, und fand sie sehr bald. Das erste, was er thun wollte, war Bergen ganz von seinem Hause zu trennen. Er gieng zu seinem Vater, hob mit dem Geständniß an, daß seine Unterredung am Tische sehr unbesonnen gewesen sey, indem dadurch Lottchen in die Lage gesezt sey, von ihrer Liebe zu Bergen bestimmt und ohne Rückhalt zu reden. Sie hatten Recht, lieber Vater, das sehe ich jezt. Man mußte nicht thun, als ob man Lottchens Liebe für möglich halte. — Nun? fragte der Vater: wer ist nun der Weise? — Sie! Ich war ein unbesonnener Thor. Ich rechnete auf die Eifersucht Lottchens zu viel. Jezt aber überlasse ich mich Ihnen. Berg darf nicht wieder kommen! — Wie ihn entfernen? das geht ohne Eklat nicht. — Mich dünkt, es geht recht gut. Sie schreiben dem Herrn von Berg, daß seine Bewerbungen um Henrietten von ihr mißverstanden wären, und daß Henriettens Ruhe das Einstellen

seiner angenehmen Besuche auf eine Zeit nöthig machte.

Das geht nicht; das heißt Henriettens Klugheit aussetzen. Das geht nicht. Man würde Henrietten lächerlich machen.

Wer denn? Berg nicht. Bei jedem andern wäre das ein Wagstük, nur bei Berg nicht. Ich stehe Ihnen dafür, er wird das Geheimniß bewahren, wie wir selbst. Henriette erfährt nichts davon, und Berg bleibt weg, muß wegbleiben, wenn er ein Mann von Ehre ist. Und noch mehr, er kann sich nie um Lottchen bewerben, so wie wir den Handel führen. Der Vater wollte lange nicht daran, so sehr ihn auch die feine Intrigue, weil sie Intrigue war, reizte. Der Sohn stellte ihm aber vor, daß auf die Länge der Günstling des Fürsten doch etwas erfahren könnte, und daß er bei Bergs fortgesezten Besuchen glauben müßte, man sey geneigt, Lottchens Liebe zu begünstigen. Der Vater entschloß sich. Der Brief wurde geschrieben,

so eingerichtet, daß Berg zur Noth ihn zeigen konnte, und abgeschickt. Berg antwortete höflich und klug, ohne nur im Mindesten der Meinung des Herrn von Dresch beizustimmen. Er versprach seine Besuche für eine Zeit aufzugeben. Er reißte noch denselben Tag nach seinem Gute ab, nachdem er Lottchen noch ein Paar Notenbücher zurückgeschickt hatte, worin sie das Billet von ihm fand: Sie hatten Recht, meine Theure; wir sind getrennt, uud auf eine Weise, die sehr scheinbar mir es unmöglich machen soll, mich je um Sie zu bewerben. Allein so lange Sie mir nicht verbieten zu hoffen, so lange ist keine Macht im Stande, die einzige Hofnung meines Glückes mir zu nehmen. Seyn Sie ruhig und vorsichtig. Sie haben mit Menschen zu thun, die entschlossen sind, alles an ihre Wünsche zu setzen. Berg.

Lottchens Bruder gab ihr die Nachricht von Bergs Abreise. Ich weiß es, antwortete sie ruhig. Er sah kein Zeichen der Betrübniß bei ihr. Nun

aber hoffte man desto sehnlicher, sie sollte sich für den Günstling des Fürsten erklären. Lottchen war höflich, aber kalt gegen ihn. Eine Zeitlang sah der Vater ruhig zu: er zweifelte gar nicht daran, daß der allmächtige Mann, der ihm so wichtig war, den armen abwesenden Berg besiegen würde. Endlich kam es zwischen Vater und Tochter zu Erklärungen, die beide hoffnungslos machten. Der Vater erklärte fest, daß er nie seine Einwilligung in Lottchens Liebe geben würde, und Lottchen erklärte mit einer bittern Kälte, daß sie nie einem andern Manne als Bergen ihre Hand geben würde. Du bist eine Närrin! sagte der Vater im höchsten Zorn.

Der Vater hatte nun einmal die Gränzlinie der Höflichkeit überschritten. Er erlaubte sich nun alles gegen seine unglückliche Tochter. Er verspottete ihre Liebe, ihr Herz, ihre Erziehung, ihre Tante sogar, die sie erzogen hatte. Er machte die boshaftesten Bemerkungen über ihre Anhänglichkeit an ihren Geliebten. Man widersprach ihr beständig,

man bat die Menschen, die sie nicht leiden konnte, man schleppte sie in die Gesellschaften, die sie am wenigsten liebte. Man kränkte sie aufs bitterste. Gegen ihren Vater schwieg das arme Mädchen, fiel aber ihr Bruder über sie her, so sagte sie ihm doch zuweilen, wie sehr sie ihn verachtete. Selbst Henriette, die bei der üblen Laune ihres Vaters leiden mußte, machte ihr oft desto schmerzendere Vorwürfe, weil sie ihre Schwester noch am meisten liebte.

Der Liebling des Fürsten kam mit einer bestimmten Werbung um Lottchens Hand hervor. Dresch wußte nicht, was er antworten sollte. Der Fürst unterstüzte den Wunsch seines Günstlings. Der Vater drang nun, wirklich in Verzweiflung, mit den demüthigsten Bitten in seine Tochter; aber zu spät. Um Lottchens Herz hatte sich eine Rinde von Bitterkeit und Widerwillen gezogen, welche die Bitten ihres Vaters nun nicht mehr durchdringen konnten. Man hatte ihre Liebe zu giftig verspottet, als daß sie nicht hätte die Lust fühlen sollen, ihre

Liebe festzuhalten. Sie antwortete bestimmt nein; der gegenseitige Haß wuchs in der Familie, aber bei Niemanden that er eine fürchterlichere Wirkung, als bei Lottchen. Der Haß, zu dem sie gezwungen wurde, verzehrte ihr Wesen. Ihre Gesundheit, ihre Heiterkeit erlagen unter der Bürde dieser unnatürlichen Empfindungen.

Halbe Nächte saß sie, und überlegte, ob es nicht ihre Pflicht sey, ihrem Vater zu gehorchen. Hätte sie einen Funken von Liebe gegen ihren Vater gefühlt, sie würde das Opfer, so schwer es ihr geworden wäre, gebracht haben. Der Haß war ihr zuwider, ihr Herz war nicht gemacht zu hassen. Sie that alles, um sich die Liebe ihres Vaters wieder zu verschaffen. Allein vergebens. Denn sie that das einzige nicht, was er verlangte. Sie entschloß sich endlich mit ihrem Vater zu reden. ach, in dem Gefühle seines Hasses, halb entschlossen, seinen Wunsch zu erfüllen. Sie kam mit Thränen in den Augen, und mit einer neuen Liebe, die aus

ihrem Entschlusse entstand, zu ihm. Was Liebe, Unschuld, Güte rührendes sagen kann, sagte sie. Sie verlangte nichts dafür, als Mitleiden, eine Umarmung voll Liebe, und dann wollte sie das Opfer bringen, das man von ihr verlangte. Ihr Vater empfieng sie mit dem vornehm kalten Hoflächeln. Er goß über ihre Thränen, über ihre Klagen, so kalten giftigen Spott aus, daß er ihr Herz wieder empörte. Sie wagte das lezte; sie fiel ihm zu Füssen. Bravo! eine hübsche Schauspielerin! sagte der Vater. Sie sprang auf. Hier, hier ist die Gränze! rief sie ausser sich, sich von dem Manne, dem sie ihr Leben geben wollte, verhöhnt zu sehen. Sie legte ihre Hand an die Stirn, sie erblaßte. In ihrem Wesen erhob sich eine starre Kälte; alle Gefühle der Liebe erstarben, das fühlte sie, aber ihr Wesen erstarb mit. Alle Quellen der Liebe vertrokneten in ihrer Brust; aber mit ihnen auch die Quellen des Lebens. Sie schwankte aus dem Zimmer in einem starken, heftigen Gange. Sie fühlte sich

innerlich vergehen, und zugleich einen Muth alles zu verachten, alles zu tragen. Sie begegnete ihrem Bruder auf dem Saale. Sie sah ihn mit dem bleichen, verwirrt lächelnden Gesicht so starr an, daß er erschrak. Was ist dir Lottchen? fragte er. Sie legte ihre Hand heftig auf seine Brust, und sagte abgebrochen: Ihr werdet sehen, was Ihr thut. Ich warne dich. Du wirst das Herz nicht haben zu spotten, wenn ich todt bin. Sie gieng schnell von ihm. Ihr Bruder sah ihr kopfschüttelnd nach. Aengstlich murmelte er: bei Gott sie hält ihre Rolle!

Sie war so erschöpft, daß sie sich sogleich niederlegen mußte, wie sie in ihr Zimmer kam. Henriette sah die Heftigkeit des Kampfes in ihrer Schwester Seele. Sie erzitterte vor dem furchtbaren Gelächter, womit sie die Frage um ihr Befinden beantwortete. Sie sezte sich an ihr Bett, und ergriff ihre Hände mit Thränen in den Augen. Dieser Beweiß der Liebe, des Mitleidens lößte die starre, ertödtende Kälte in Lottchens Seele zu Thränen

auf. Henriette hielt sie in ihren Armen. Ach, sagte Lottchen: ich möchte so sterben, um nicht unter den grimmigen Schlägen des Spottes, des Hasses zu sterben. Gebt mir Liebe, rief sie dann: und ich will Bergen vergessen, weil ihr es wollt.

Das alles, sprach sie so leidenschaftlich, so heftig, dieses sanfte Geschöpf, daß Henrietten das allerböseste ahnete. Sie sagte ihre Befürchtungen ihrem Vater und ihrem Bruder. Der Bruder sagte: das kommt mir vor, wie mit einer Glocke, hat die einen kleinen Riß bekommen, so schreit sie. Man vergrößere den Riß, und sie nimmt den vorigen Ton an. Lieber Bruder, sagte Henriette ernst: und wenn dann die Glocke ganz verstummte? möchtest du ihr den größern Riß gegeben haben? — Hast du gehört, daß jemand aus Liebe gestorben wäre? — An deinem Hasse, an deinem Spotte wird sie sterben, aus Liebe nicht. So sprach Henriette. Der Bruder lachte. Der Vater stellte sich, als fürchtete er für Lottchen. Er bat seinen Sohn, seiner Schwester

zu schonen, und nach diesem Gespräch rückte alles an die vorige Stelle.

Sehen Sie, sagte der junge Dresch seinem Vater: es ist nichts als ein übelverstandener Begriff von Treue, von Großmuth; etwas tugendhafter Eigensinn kommt dazu, dann die Eitelkeit jeden Dienst, den man andern thun soll, recht wichtig zu machen. Man soll treu seyn! hat sie von Jugend auf gelernt. Denn Liebe ists nicht mehr; was sie fühlt; diese hält gegen eine so lange Entfernung nicht. Es würde alles ruhig an Ort und Stelle rücken, sobald man Lottchen überzeugen könnte, Treue gegen Bergen sey ihre Pflicht gar nicht, oder jezt nicht mehr. Und es müßte doch sehr arg seyn, wenns kein Mittel geben sollte, Lottchen davon zu überzeugen.

Ich glaube, es giebt dazu kein Mittel, sagte Henriette ehrlich. Das Mädchen hat einen wundersittsamen Begriff von Tugend.

Den wir ihr auch lassen müssen; aber wenn ich sie

ihn zu überreden verstehe, zum Beweiß, daß Berg ihr nicht treu ist?

Wenn du das könntest; dann freilich, glaube ich, hätten wir gewonnen Spiel. Ach, das würde indeß große Würkung auf ihr Herz machen. Ich möchte sie so nicht täuschen.

Zugegeben, das würde es, so wie sichs wieder vergessen würde. Das ist die Frage nicht. Aber würde sie dann den Herrn von Lautern, so hieß der Liebling des Fürsten, heyrathen?

Ich glaube ja, sagte Henriette. Ich weiß, daß sie sogar schon einmal entschlossen gewesen ist, es freiwillig zu thun, wenn nicht — das glaube ich versichern zu können. Aber, mein Vater, ich bitte Sie hier auch zu bedenken, daß Lottchen anders denkt, fühlt, sogar anders liebet, wie wir. Ach, lieber, lieber Vater, ich bin nicht empfindsam, das wissen Sie; aber es scheint mir doch grausam, einem Menschen die ganze Freude seines Lebens zu nehmen.

Bruder, Bruder, weißt du, welche Würkung es haben wird, wenn sie Bergs Untreue erfährt?

Du bist empfindsamer als du denkst. Sie wird Berg verachten. Verachtung ist Kälte, sie wird ihn vergessen.

Und wenn sie die Betrügerei hinten nach erfährt?

Wie denn?

Mein Kind, sagte der Vater: ich bitte dich um dezentere Ausdrücke. Betrügerei? warum nicht Täuschung?

Sie ist dann Frau von Lautern, sie wird anfangen zu schmollen, und mit Lachen endigen.

Ich fürchte, sie wird anders endigen. Ich bitte dich, laß mich aus dem Spiel. Ich bin unschuldig an ihren Leiden, und wenn sie, sezte sie weinend hinzu: darunter erliegt, so soll mich ihr bleiches Gesicht nicht anklagen. Vater, ich bitte Sie, überlegen Sie erst. Lottchen, ich weiß es nicht, aber sie kommt mir immer vor, wenn ich sie so da sizen sehe, das nasse Auge in die Wolken

gekehrt, als ob eine Thräne ihr Leben zerreissen könnte.

Auf die Länge, Schwester, macht sie an dir eine Proselytin.

Spotte so viel du willst, Bruder, ich möchte lieber Lottchen als du seyn. Ich habe dich gewarnt. Ich bin unschuldig. Und du wirst sie schwerlich überreden, daß Berg treulos ist.

Ich will dich sogar überreden, daß er treulos ist, so gewiß bin ich meiner Sache. Lassen Sie mich machen. In drei Monaten ist Lottchen Frau von Lautern. Dafür verpfände ich hier mein Ehrenwort. Ha! sagte der Vater. Sei vorsichtig und schone die Träumerin!

Ein glükliches Ungefähr hatte dem jungen Dresch das Mittel zu der Betrügerei in die Hand gegeben. Der Herr von Berg war oft bei einer Verwandtin, einer jungen, schönen Wittwe. Er lebte hier auf einen sehr vertrauten Fuß, er war bis ins vierzehnte Jahr mit der Wittwe erzogen.

Von da an aber hatte die Erziehung seiner Kousine einen andern Weg genommen. Sie war intriguant geworden, eitel, verschwenderisch. Ihr Herz war in der großen Welt erkältet. Sie war das Gegenbild von dem jungen Dresch. Berg würde sie verachtet haben, wenn er sie erst jezt hätte kennen gelernt. Aber die Liebe ihrer Kinderjahre war ihm zurückgeblieben. Er sah ihre Fehler im mildern Lichte. Er machte sogar, wenn er bei ihr war, ihren Hofmeister. So lästig ihr das war, so hatte sie doch nie den Muth, sich ihm ganz zu zeigen, wie sie war. Er hielt sie für gut, nur für leichtsinnig. Das war das Bild, daß er selbst Lottchen von der Frau von Schleudern gemacht hatte. Er wünschte, daß Lottchen, wie sie in die Stadt kam, noch auf sie würken sollte. Er hofte, es würde gehen.

Lottchen fand bald die Buhlerin aus, und zog sich zurük. Berg gab seine Hoffnung nicht auf. Er sagte zwar Lottchen nichts mehr von der Frau von Schleudern; aber er selbst brachte noch

alle Tage einige Stunden dort zu; und schwieg darüber, weil Lottchen sie nicht leiden konnte. Der junge Dresch liebte, so wie er lieben konnte, die Frau von Schleudern. Sie war für alle seine Intriguen gemacht. Ihr Umgang war aber nur Stoßweise im Gange; denn sie spielten sich selbst oft böse Streiche. Das unterbrach denn den Umgang für einige Zeit. Jezt waren sie sich einander zu nothwendig, als daß sie sich nicht sollten wieder versöhnt haben. Niemand sprach schlechter von der Frau von Schleudern, als eben ihr Freund, der Herr von Dresch. Sie vergalt es ihm redlich. So hielt man sie fast beständig für Feinde, wenn sie eben am vertrautesten waren.

Die Frau von Schleudern liebte die französische Sprache, und haßte die deutsche als unbeholfen und grob, Berg liebte seine Muttersprache, er redete und schrieb sie schön. Oft war dies der Gegenstand eines kleinen Disputs zwischen ihm und seiner Kousine. Gut, sagte die schöne

Frau einmal bei dieser Veranlassung: mag doch unsere Muttersprache so schön seyn, wie sie will, zu einem Billet doux ist sie zu steif. Das bestritt Berg. Hieher! rief sie befehlend, sie schlug einen Roman auf und las Bergen ein Paar Verse vor: Wie wollten Sie das im Deutschen geben? Berg sagte: noch einmal so gefühlvoll, noch einmal so naif als hier.

Allons, schreiben Sie, da ist Briefpapier. Richten Sie die Briefe an mich. Wir werden sehen.

Berg übersezte den Brief, that hinzu, ließ weg, so daß er ganz von ihm auf seine schöne Kousine paßte. Sie nahm das Blatt, las, wollte dennoch Recht haben. Das wohl, sagte sie: aber hier, hier, sie schlug ihm einen Brief auf, der auf große Vertraulichkeiten unter den Liebenden anspielte: sehen Sie, da hängt die französische Sprache einen leichten Schleier über die Begebenheit, im Deutschen müßte das eine Ordüre werden. Wie es auch eine ist, sagte Berg ernsthaft. Davon

reden wir nicht, mein Herr, sondern von der Geschmeidigkeit beider Sprachen. Da ist Papier, schreiben Sie. Ich will indeß noch diesen lesen. Berg schrieb auch diesen, und denn um sie zu überzeugen, daß die deutsche Sprache einen Vorzug hat, so schrieb er noch einen langen Brief voll glühender Leidenschaft, er gab ihn ihr, und sagte: Sie sehen, daß die deutsche Sprache der feinen Wendung der französischen fähig ist, nun aber übersezen Sie einmal diesen Brief ins Französische, so daß er an Stärke nicht verliert.

Hier kam jemand. Die Frau von Schleudern warf die drei Briefe an die Seite. Sie wurden vergessen, wie das ganze Gespräch, und die Frau von Schleudern kramte die Briefe in ihre Toilette, ohne weiter daran zu denken. Berg reißte ab, und zwar in der bittersten Feindschaft seiner Kousine. Er hatte eine von ihren Intriguen entdekt, die ihm doch endlich die Augen öffnen mußte. Er machte ihr Vorstellungen, die sie übel

nahm. Sie ließ in der Hitze den Schleier sinken, den sie für ihn noch immer getragen hatte. Er gieng voll Verachtung gegen das Weib, und ihr Haß folgte ihm. Eine neue Intrigue machte ihr nach einiger Zeit die Freundschaft des jungen Dresch nothwendig. Sie sahen sich. Die alten Fäden wurden wieder angeknüpft. Man ließ den ganzen Hof, wie gewöhnlich, die Musterung bestehen. Dresch verglich einen Hofmann mit dem Herrn von Berg. Die Frau von Schleudern, die Bergen immer geschont hatte, fiel voll Spott über ihn her.

Dresch ließ sich die Ursach ihrer Erbitterung auf ihren Verwandten erzählen. Man spottete, man lachte, man wurde vertrauter, und Dresch erzählte endlich mit freilich sehr leichten Farben das Verhältniß seiner Schwester zu Berg, wovon die Schleudern nichts wußte. Nun, sagte sie lachend: geben Sie ihm den Abschied. — Das haben wir, das hilft nichts. Meine Schwester ist

unbeweglich. — Nun, mein Gott, ist das denn so mühsam, dem Mädchen tausenderlei Böses von ihm zu sagen. — Sie glaubt mir so wenig wie Sie. — Weil ich sie kenne, mein schöner Herr. — Und meine Schwester, weil sie den Berg nicht kennt. — Und nun was weiter? — Das eben ists, daß wir nicht weiter können. Und wenn sie den edlen Herrn in ihren Armen sähe, meine reizende, sie würde ihren Augen nicht glauben.

Da sprang die Frau von Schleudern auf. Und wenn ich, sagte sie mit leuchtenden Augen: ein Mittel wüßte Ihre Schwester zu überzeugen! — Dann — dann knie ich hier, und gestehe, daß Sie mehr sind als ich. Sie lief an ihre Toilette. Sie suchte Bergs Briefe. Sie fand sie, sie las. Sie reichte einen nach dem andern ihrem Freunde hin. Der Blick des Bösewichts funkelte vor höllischer Freude. O der Heuchler! o der Heuchler! rief er einmal über das andere.

Ueberzeugen sie die Briefe, fragte sie laut la=

chend, daß er Ihrer Schwester ungetreu war? — Aufs vollständigste. — Und dennoch ist er es nicht. Sie erzählte ihm, wie das mit den Briefen gekommen war. Dresch that, als glaubte ers nicht. Sie glauben mir nicht, mein Herr. Sie schlug ihm die Briefe im Französischen auf. Sie zeigte ihm, daß es von ihrem Papier war. Die Briefe waren nicht gebrochen. Sie überzeugte ihn von dem Zufall, der diese Briefe in ihre Hände gebracht hatte.

Es kam nun darauf an, daß man diese Briefe auf eine gute Weise in Lottchens Hände spielte, und dazu wurde Henriette ausersehen. Der Plan wurde einstudiert. Dresch flog in hoher Freude nach Hause. Auf diese Briefe stützte sich die Versicherung, daß Lottchen in drei Monaten Frau von Lautern seyn würde.

Henriette besuchte die Frau von Schleudern ziemlich oft. Sie gieng in diesen Tagen zu ihr, und fand die schöne Frau halb krank, kummervoll. Das

nahm Henrietten Wunder. Nun wurden Anspielungen auf die Treulosigkeit der Männer gemacht. Nein, es ist keiner treu. Keiner! und dabei sank die schöne Stirn in die kleine Hand. Henrietten fiel hier natürlich Berg ein, dessen Treue eine so große Unruhe in ihrem Hause anrichtete. Sie nannte den Namen. Die Schleudern sprang voll Abschen auf. Berg? rief sie: wollen sie meiner spotten?

Jettchen fiel aus den Wolken. Die Schleudern versank wieder in die alte Stellung. Eben, eben dieser Berg, seufze sie. Das war Henrietten zu interessant. Sie fieng an zu fragen. Sie sah aus den Antworten wohl, daß die Schleudern über Bergs Untreue klagte. Sie drang noch inniger in sie. Henriette entdekte ihr ihrer Schwester Verhältniß zu Berg. Der Bösewicht! rief die schöne Frau erbebend. Der Heuchler! Henriette mußte ihr versichern, daß sie selbst ihrer Schwester ihren Namen nicht entdecken wollte, und dann ent-

dekte sie ihr, wie Berg sie geliebt, wie er ihr ewige Treue geschworen, und sie dann verlassen habe. Sie gab ihr die Briefe noch nicht.

Henriette fuhr voll Zweifel nach Hause. Sie gieng zu Lottchen. Liebes Lottchen, hob sie mitleidig an: ich weiß nicht, was ich von Bergen glauben soll. Ich komme von einem Frauenzimmer, die er betrogen hat. Lottchen sah sie starr und forschend an. Henrietten traten Thränen in die Augen. Jetchen, sagte ihre Schwester zärtlich: willst du mich betrügen? ich bitte dich, thue es nicht! da fiel Henriette in ihrer Schwester Arme, und schwor ihr unter heisen Thränen, daß sie ihr die Wahrheit sagte. Sie erzählte ihr die ganze Unterredung mit der Schleudern, ohne ihr den Namen zu nennen. Du bist bei Schleudern gewesen, sagte Lottchen. Henriette gestand, daß die es war.

Man will dich betrügen, um mich zu betrügen. Unser Bruder, er ist der Freund dieses boshaften Weibes, glaube mir.

Aber doch nicht jezt. Sey vorsichtig Lottchen, du glaubst nicht, wie natürlich die Klagen der Frau waren. Ich will dir nicht ganz Unrecht geben. Ich traue der Schleudern selbst nicht; aber diese Bosheit wäre doch zu arg. Sie weinte sogar.

Lottchen wurde nicht unruhig; aber ihr fiel doch ein, wie Berg so oft seine Kousine gelobt hatte, wie vertraulich er mit ihr umgegangen war. Das alles fiel ihr ein. Sie ergriff, zitternd vor der Bosheit dieser Frau, nicht vor Bergs Untreue, ihrer Schwester Hand: ich bitte dich, glaube Ihnen nicht. Sie werden es wahrscheinlich genug machen; aber glaube Ihnen nicht. Es sind Teufel, sie wollen mich nur quälen. Du sollst sehen, morgen wird auch der Bruder anfangen zu erzählen, welch ein Ungeheuer Berg ist. Nein, es ist nichts; aber den Anschein kann es haben, meine gute Schwester. Dafür haben sie gesorgt, dafür hat Berg selbst gesorgt. Indeß — höre, geh wieder hin, ich bin doch neugierig, wie weit sie die Grausam-

treit noch treiben werden, und du wirst sehen, sie werden sich bald selbst gegen dich verrathen.

Lottchens feste Versicherungen machten Henrietten noch zweifelvoller. Sie fuhr nach einigen Tagen wieder zu der Frau von Schleudern, schon besorgter, daß es wahr seyn möchte, da ihr Bruder schwieg, und, wie sie hörte, jezt wieder mit der Schleudern gespannt war. Sie griff das Gespräch wieder auf. Die Schleudern erzählte aufs neue, und da Henriette Zweifel wagte, gab sie Henrietten die drei Briefe von Berg, die sie in alte Kouverts von ihm gestekt hatte. Henriette las, und erstarrte. Sie bat die Frau von Schleudern flehentlich um die Mittheilung dieser Briefe, um ihre Schwester aus den Netzen des Heuchlers zu retten. Nur unter dieser großmüthigen Bedingung erlaubte die Schleudern Henrietten die Briefe mitzunehmen. Henriette zweifelte nun nicht mehr, da die Schleudern die Briefe aus ihren Händen gab. Lottchen kannte seine Hand zu gut.

Henriette trat mit ängstlichen Blicken zu Lottchen in das Zimmer. Lottchen sah sie, und wurde auch ängstlich. Sie umarmten sich beide schweigend. Endlich fragte Henriette, einen Brief hervorziehend: ist das seine Hand, Lottchen? — Ja, das ist sie. — Betrachte sie genau. Kennst du sie recht gewiß? ist das seine Hand? Lottchen las schon bebend einige Zeilen. Er ist ein Bösewicht, Lottchen! rief Henriette. Die Unglückliche erhob das starre Auge bittend auf Henriettens Gesicht. Dann nahm sie mit zitternder Hand den Brief. Sie wurde immer bleicher während des Lesens, ihre Brust hob sich schmerzhafter und immer höher. Sie gab mit einem Seufzer, in dem ihre Hoffnung brach, den Brief zurück Sie foderte ihn bald darauf wieder. Sie verglich jezt Buchstaben vor Buchstaben mit Briefen, die sie von ihm hatte. Sie betrachtete sein Petschaft, die Aufschrift, alles traf zu. Nun stand sie auf, küßte ihre Schwester, und sagte in Tönen, die Hen-

riettens Herz umkehrten: nun, habe ich noch dich! Sie gieng.

Nach einer Stunde kam sie wieder. Aber Henriette, fragte sie lächelnd: kann man so nicht schreiben, ohne dabei viel zu meinen, und an eine solche Frau, wie die Schleudern? Ihr sagt hier viel, liebes Kind, bei dem ihr nichts denkt. Es kann ja eine blose Galanterie von ihm seyn. Und geziert, das wirst du finden: ist der Brief. Da zog Henriette betrübt den zweiten hervor, der mit der glühenden Leidenschaft geschrieben war. Noch mehr? fragte Lottchen zusammenschaudernd. Sie las auch den, legte ihn still zusammen, und gab ihn zurück. Nein, nein, er hat mich betrogen. Hast du noch mehr? Sie gab ihr den dritten voll Anspielungen auf eine Schäferstunde. Sie las ihn nur halb. Er ist ein — Teufel, wie sie alle! rief sie voll Abscheu. Sie legte sich schwach auf ihrer Schwester Schulter. O ich beschwöre dich, laß das Niemanden wissen als uns. Niemanden

auf der Welt, daß er so niedrig ist. Henriette versprach es ihr, und nun verschloß sich die Unglückliche in ihr Kabinet. Hier erst fühlte sie, was Unglück war. Eine Todeskälte breitete sich über ihre Empfindungen aus. Sie fühlte den Schmerz nicht mehr, sie fühlte sich allein vernichtet. Drei Tage blieb sie allein, sie litt nur Henrietten bei sich.

Vater und Bruder hielten sich ganz still. Da kam ein Brief von Berg an Lottchen. Sie sah ihn gleichgültig an, und legte ihn, ohne ihn zu öfnen, bei Seite. Nach ein Paar Tagen schlug sie den uneröfneten Brief in ein Kouvert, worin sie diese Worte schrieb: ich ersuche Sie, mein Herr von Berg, unsere ehmalige Verbindung als völlig aufgelößt zu betrachten. Charlotte von Dresch. Und sandte ihn so Bergen zurück. Wie Berg den Zettel erhielt, fiel er sogleich auf eine Betrügerei, die man seiner Geliebten gespielt hatte. Er ritt in die Stadt. Er gieng nach Dreschs Hause. Er

ritt in die Stadt. Er gieng nach Dreschs Hause. Er drang mit Ungestümm darauf, Lottchen zu sprechen. Vater und Bruder konnten ihn nicht los werden. Mit Zähneknirschen führten sie ihn endlich beide in Lottchens Zimmer. Berg war ausser sich.

Lottchen sah ihn, und wurde bleich. Sie sind betrogen, theures Mädchen, rief Berg, wie er ins Zimmer trat. Das bin ich, sagte Lottchen ruhig und kalt. Man bemerkte nur ein leises Beben in ihrer Stimme. Berg erschrak vor dieser Kälte. Sie betrachten Ihre Verbindung mit mir für aufgelößt. — Ja, mein Herr. — Darf ich nicht wissen warum? — Nein, mein Herr. — Charlotte, Sie sind grausam betrogen. — Das bin ich. — Ich beschwöre Sie, sagen Sie mir — Ich will nicht. Oder wenn Sie den Grund wissen wollen, nun denn, mein Herr, ich bin die Braut des Herrn von Lautern. Berg war wie vom Donner betäubt. Er verbeugte sich: ach, das ist etwas anders. Dann meine Herren,

so wendete er sich an Vater und Sohn: hatte ich Sie vergebens bemüht. Also Braut? Ich bitte sehr um Vergebung, daß ich mich aufdrang. Aber, sezte er mit einer wüthenden Gebehrde hinzu: erfahr ich, daß man dieses Herz hier betrogen hat, ahn ich nur, daß — Charlotte, ich bitte Sie — Leben Sie wohl, mein Herr, sagte Lottchen matt und gieng. Berg sah Vater und Sohn von oben bis unten messend an. Dann drükte er den Hut auf die Stirn, und flog zum Zimmer und Hause hinaus.

Der Sieg ist unser, sagte der junge Dresch ein wenig verlegen. Ich glaube es fast, antwortete der Vater sich zu einem Lächeln zwingend. Es sind doch seltsame Menschen, diese Menschen, sezte er kopfschüttelnd hinzu.

Berg schrieb noch wohl zehn Briefe an Lottchen, sie kamen alle unerbrochen zurück. Er erkundigte sich, was die Ursache ihres Bruchs wohl seyn könnte, und hörte, was Lottchen, was Hen-

riette sagten: man kann nicht ewig lieben. Er gieng, da er von der nahen Verheyrathung Lottchens hörte, nach Berlin. Da sah er eine alte Bekannte, die er ehedem sehr geschäzt hatte, und die sehr schäzenswerth war. Ohne Hoffnung je durch Liebe glücklich zu werden, trug er ihr seine Hand und seine Freundschaft an. Sie wurden kopulirt, und Berg führte seine Frau auf sein Gut, dort der Freundschaft, dem Vergessen und der Philosophie zu leben.

Mit Lottchens Verheyrathung war es wirklich Ernst. Sie betrachtete sich als nicht da. Es war ihr jezt eins, wem sie ihre Hand und ihr zernichtetes Herz geben sollte. Sie bat sich nur Aufschub aus, denn sie fühlte, daß sie gegen ihren künftigen Mann doch Pflichten zu erfüllen habe, die jezt ihrem zerdrückten Wesen zu schwer waren. Sie erhielt einen Aufschub von sechs Monaten. Der Herr von Lautern war kein übler Mann, und Lottchen that alles mögliche, um wenigstens

Freundschaft für ihn zu fühlen. Ihr Herz blutete noch immer fort; allein sie hielt es für ihre Pflicht, die Wunde zu verbergen. Sie zwang sich heiter zu scheinen. Sie ermattete zwar unter der Last dieses Zwanges, aber dennoch gelang es ihr. Sie weinte ihre Thränen allein, in der tiefsten Einsamkeit. Auf ihrem Gesicht lag ein heiteres Lächeln, wenn ihr Herz im Schmerze zukte. Sie fühlte, daß ihr neues Verhältniß, in das sie als Frau des Lieblings des Fürsten treten sollte, selbst ein anders äusseres Wesen von ihr foderte. Sie gab sich die unsägliche Mühe, den Leichtsinn, den flatternden Ton der grossen Welt zu treffen, und auch das gelang ihr. Niemand, der sie sah, ahnte nur, daß ihr Inneres langsam unter der bleiernen Hand des immer schärfer fressenden Schmerzes verblutete. Selbst Henriette nicht. Sie mußte sich geduldig den Geisselhieben des Bruders hergeben. Alle Ahndung von Unglük, alle Furcht war verschwunden. Nun

sage man, sagte der Bruder: daß die sogenannten Teufel nicht Gutes stiften! Ist nun nicht alles fröhlich und heiter? und wer ist an der allgemeinen Heiterkeit anders Schuld als ich? Nur muß man seine Leute kennen. Ich wette, Schwester Lottchen würde mir meine kleine Betrügerei danken. So dachte er, und seine Eitelkeit trug es auch nicht länger, daß sein Meisterstük so lange verschwiegen bleiben sollte.

Vater und Kinder waren einen Abend zusammen, voll Heiterkeit, voll Scherz und Lachen. Sogar Lottchen war heiterer als gewöhnlich.

Nun fragte der Bruder, da er Lottchen so heiter sah: bist du denn nun zufrieden? Lottchen versicherte es. Henriette sagte: daß alles so gekommen ist, wie es kam — Wie es kam? wiederholte der Bruder lachend. Ich wette mein Leben, du weißt nicht, wie es kam. Das mußte so kommen, weil es so kommen sollte. Jeder Zug war berechnet, jeder Fall vorausgesehen. Aber so gehts in der

Welt. Der Mensch wird geführt nach Plan und Absicht, und ist alles an Ort und Stelle, so dankt man dem Zufalle, was Klugheit war. — Klugheit? fragte Henriette: deine Klugheit?

Meine Klugheit, antwortete er stolz. — Daß Berg ein Bösewicht war? deine Klugheit? — So böse war Berg nicht als ihr träumt. — Ha! ha! ha! — Lache so viel du willst. — Ich, mein weiser Herr Bruder, war es, der den Knoten zerhieb. — Recht, weil du solltest. — Wenn ich nur reden dürfte, wenn ich dir nur die Briefe zeigen dürfte. — Eben diese Briefe, ha! ha! ha! Es ist jezt alles, wie es seyn soll, Lottchen ist mit dem Tausch zufrieden, den sie getroffen hat, und so kann ich Euch wohl sagen, daß ich mit Euch aus der Tasche gespielt habe.

Die Briefe, sagte Henriette: ich wollte Lottchen, du zeigtest sie ihm, damit er zu pralen aufhörte. Lottchen schüttelte aufmerksam den Kopf. Ich kann sie dir zeigen, sagte der Bruder. —

Du? — Ja, ich. Er hohlte den Roman, den er sich hatte von der Frau von Schleudern geben lassen. Er las ihn französisch vor. Lottchen wurde aufmerksamer. Henriette fragte erstaunt: was ist denn das. — Du begreifst doch, daß Berg diesen Brief übersezt hat, blos um der Frau von Schleudern zu zeigen, daß die deutsche Sprache eben so gewandt ist, wie die französische, und um uns ein Paar Liebesbriefe von seiner Hand in die Hände zu spielen. Höre den zweiten. Er schlug ihn auf.

Lottchen begriff nun auf einmal die ganze höllische Betrügerei. Sie wurde bleich und kalt, sie sank langsam vom Stuhle hinab. Henriette fieng sie auf. Wie sie sich erhohlte, warf sie nur Einen lächelnden Blik auf ihren Bruder; aber dieses Lächeln rang sich so gewaltsam aus diesem bleichen Gesicht hervor, daß Vater und Bruder erbebten. So lächelnd, so schreklich lächelnd saß sie einige Minuten starr da, dann aber goß sich ein

tödtliches Feuer auf ihre Wange und in ihr Auge. Teufel! rief sie wild: du sollst dich verrechnet haben. Sie ergriff ein Blatt Papier, schrieb: ich muß Sie noch einmal sprechen, Herr von Berg. Ich bitte Sie, kommen Sie. Sie siegelte es mit zitternder Hand. Dann flog sie zum Zimmer hinaus. Ihr Vater hinter ihr her. Er hörte, daß sie einem Bedienten befahl, daß Billet sogleich durch einen Boten nach Bergs Gute zu bringen. Der Vater bat sie, es nicht zu thun. Sie sah ihn starr und schrecklich an. Ich gehe, sagte sie langsam mit dem Tone der Verzweiflung: oder ein Bote. Ein Bote gieng vor ihren Augen. Der Vater war ausser sich. Nach einer Stunde der allergewalsamsten Anstrengung war ihre Kraft erschöpft. Henriette brachte sie zu Bett. Die Betrügerei, ihre Grausamkeit gegen den edlen Berg riß gewaltsam einen Faden ihres Lebens nach dem andern ab, und ihr heimlicher Grimm ertroknete alle Quellen ihres Lebens. Sie wollte nicht leben, um ihren Bruder

zu bestrafen. Dieses sanfte Geschöpf war unbeugsam, wild und wütend geworden. Sie stieß die Arznei von sich, die man ihr geben wollte. Ein Fieber, und ein tausendfacher Schmerz zehrten an ihrem Innern. Sie war den andern Morgen nicht mehr kenntlich, so hatte der Haß und die Verzweiflung sie entstellt. Berg kam. Der Arzt, den man züm Vertrauten gemacht hatte, drang darauf, daß sie ihn sprechen sollte. Henriette empfieng den edlen Mann. Sie erzählte ihm aufrichtig ihres Bruders Betrügerei, Lottchens Gefahr, und bat ihn, was der Arzt wollte, die starre Kälte, den furchtbaren Grimm doch in sanftere Empfindungen aufzulösen.

Berg war ausser sich. Er brauchte lange Zeit, sich zu erhohlen. Endlich gieng er hinein. Lottchen sah ihn. Ein hoffnungsreicher Strahl von Trauer gieng auf dem starren Gesicht auf. Berg wollte reden. Sie winkte ihm. Sie zog die Briefe hervor. Sie überreichte sie ihm. Das waren ihre Briefe, sagte sie abgebrochen. Ich weiß,

wie Sie sie geschrieben. Mein Bruder, dieser abscheuliche Teufel spielte sie mir zu. Verzeihen Sie mir. Sie überreichte ihm die heisse, zitternde Hand. Mein Bruder ist mein Mörder, Berg. Sie wissen nun alles. Sie zog ihn zu sich. Sie drükte ihren Mund auf seine Hand. Dann schellte sie. Ihre Jungfer kam. Leben Sie wohl, Herr von Berg, und sehen Sie mich nicht wieder.

Berg wollte bleiben. Sie verhüllte ihr Gesicht, und rief nur: Fort! fort! Er mußte gehen. Statt Linderung auf diesen Besuch zu erhalten, waren ihre Empfindungen nur gewaltsamer geworden. Die Krankheit, oder vielmehr die Ueberspannung aller ihrer Lebenskräfte nahm schreklich schnell zu. Der Vater, der nun anfieng einzusehen, daß es Herzen giebt, die er nicht behandeln konnte, gieng endlich zitternd zu ihr, zum erstenmal mit menschlichen Gefühlen der Theilnahme und der Reue. Sie sah ihn mit wilder Verachtung an, und lachte laut bei allem, was er sagte. Der Bru-

der versuchte es auch einmal; aber sein Anblik gab ihr so heftige Krämpfe, daß er sich sogleich entfernen mußte.

So brach dieses schöne Herz nach und nach unter einer gewöhnlichen Kabale der grossen Welt, unter der Last fremder Verbrechen, und der eigenen Verzweiflung. Der Arzt erklärte sie endlich rettungslos verloren. Mit dem Leben sank ihr Zorn, ihre Zerzweiflung. Das zerfallende Herz fand noch einmal alle seine Tugenden wieder. Einen Schritt von ihrem Tode konnte sie erst wieder vergeben. Sie ließ ihren Vater und Bruder kommen. Sie bot ihnen die kalte nasse Hand, die schon mit dem Todesschweisse bedekt war. Ich vergebe dir, sagte sie zu ihrem Bruder. Ihres Vaters Hand zog sie an ihre Lippen. Sie giengen beide von der unfruchtbaren Reue zerfressen. Dann ließ sie sich von ihrer Schwester Papier geben, schrieb an erg: ich habe vergeben. Sie

sollen es auch. Ich bitte Sie darum, Ihre sterbende Freundinn. Charlotte.

Am Abend starb sie in den Armen ihrer Schwester. Henriette drückte ihr die Augen zu. Dann fiel sie an ihrem Bette auf die Knie, und weinte lang und laut. Aber immer höher stieg auch ihr Zorn. Auf einmal sprang sie auf, und rief ihrem Bruder zu, er sollte kommen. Zitternd und bleich gieng der Bösewicht mit leisen, furchtsamen Schritten, ohne Muth zurückzubleiben, was er wünschte, in das Zimmer. Er glaubte, die Sterbende wollte ihn noch einmal sprechen. Hier nun stieß ihn Henriette zornig an das Bett, auf dem der Leichnahm lag. Sieh hin, Teufel! Teufel! Teufel! sieh hin, schrie sie, die Hände vor seinem Angesichte ringend, die blizzenden Augen voll Thränen, voll starrer Thränen. Auf einmal faßte sie ihn an der Brust, er schrie furchtsam auf, wie ein Kind, er bat wie ein Kind, mit seltsamen Tönen, und flog auf einmal zum Zimmer hinaus,

aber die Hölle war auf seinen Fersen, in seinem Herzen, vor seinen Augen.

Lautern kam. Henriette, ohne Besinnung, allein ihrem Schmerze folgend, erzählte ihm jezt die ganze Betrügerei ihres Bruders, und bat ihn seine ermordete Braut zu rächen. Sie durfte das nicht. Lottchen war gerächt. Ihr Bruder reißte zwar ab, um dem Begräbniß zu entfliehen. Aber der Schatten seiner Schwester stand wohin er sah. Er fand nirgends Ruhe, als endlich nach Jahren eine ängstliche, oft unterbrochene Ruhe in einer Brüdergemeine.

Lautern erfüllte Henriettens Wunsch. Der Fürst erfuhr die Begebenheit. Er ließ dem Vater den Hof verbieten, ein Unglük, daß der Mann, dessen ganze Existenz mit dem Hofe dahin war, nur wenige Jahre überlebte. Henriette allein genoß der guten Folge dieses Unglücks. Sie dachte über das Leben nach, sie wurde ein edles Geschöpf, das in dem stillen intriguenlosen Kreise der Häuslichkeit eines

reinen Glücks mit einem edlen Manne genoß. Berg vergaß nie seine betrogene Geliebte. Er hatte sogar der Frau von Schleudern vergeben, weil Lottchen es gewollt hatte; allein die Schleudern blieb nicht unbestraft. Man empfieng sie nach dieser traurigen Begebenheit so kalt, mit solcher Furcht in der Welt, daß sie sich zurückziehen mußte. Sie verlohr die Freuden des Lebens, in dem sie allein zu glänzen und zu genießen verstand.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Neue moralische Erzählungen

Bd.: 1

Berlin 1799

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.149(1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11090178-2
VD18 15448649-001